

Nach der Arbeit.

Erzählungen für die reifere weibliche Jugend

von

Clara Ernst.

Mit 4 Bildern in Farbendruck.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

18

18986



Nach der Arbeit.

Erzählungen für die reifere weibliche Jugend

von

Clara Ernst.

Mit vier Bildern in Farbendruck.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt und Spring.

1866.



Meinen beiden Töchtern

Margaretha und Clara

gewidmet

von

ihrer Mutter.



Tante Ida.

In ein freundliches Stübchen schauten die Sonnenstrahlen und spielten mit hellen Streiflichtern auf der grauen Tapete. An den Wänden hingen Kupferstiche in goldenen und schwarzen Rahmen, und Familienbilder im Costüme des 18ten Jahrhunderts. Der alte Nußbaumschrank mit den hohen Thüren blitzte so schön, als wäre er soeben aus der Werkstatt des Tischlers geholt worden, und hatte doch schon über achtzig Jahre erlebt, die Komode und der gradbeinige Sekretär waren mit Marmorplatten und zackigem Holzschnitzwerk alterthümlich verziert; und daß diesem freundlichen Gemach auch der sinnige Schmuck nicht fehle, standen im Bücherschrank die Werke unsrer Classiker in zierlicher Ordnung, goß eine schöne Hebe von weißem Marmor, welche auf einem Consol über dem Schreibtisch thronte, den belebenden Trank aus griechischer Kanne in die untergehaltene Schale, prangte ein wohl gepflegter Blumentisch mit den zarten Oleander- und Fuchsiablüthen, über denen große Palmenblätter ihren grünen, feingeaderten Schirm breiteten.

Am geöffneten Fenster aber, so daß die liebe Sonne recht eigentlich die Pracht seiner Blütensterne beschauen und die noch uneröffneten Knospen entfalten konnte, stand ein herrlicher

Myrthenbaum, dessen lichtweißer Blütenflor mitten im dunklen Blättergrün glänzte; vor demselben stand die Besitzerin des traulichen Wohngemachs, blickte mit still fröhlichem Lächeln auf ihn hin und legte die Zweige zusammen, gleichsam als wolle sie prüfen, ob es genug wären, den vollen üppigen Kranz daraus zu winden.

Bermuthen meine lieben Leserinnen in ihr eine achtzehnjährige Jungfrau, welcher aus der bräutlichen Myrthe die eigene schöne Lebenshoffnung entgegenstrahlt, so haben sie sich jedoch geirrt.

Tante Jda ist eine feine schlanke Gestalt, der das graue Seidenkleid mit den geschlossenen Ärmeln und dem glatten weißen Kragen etwas ungemein Einfaches und Würdiges verleiht, deren große braune, sprechende Augen, welche, sobald sie lebhaft umherschaut, noch ganz das Feuer der Jugend widerstrahlen, in wunderbarem Contrast stehen zu dem bereits vollständig ergrauten Haar, das sich in einem glatten Scheitel um die ernste Stirn legt, und von einem zierlich gefalteten Häubchen überdeckt, dem Anzug der würdigen Matrone jene Klarheit und Sauberkeit verleiht, welche selbst noch im Alter ein so anziehender Schmuck ist.

Tante Jda mußte heut sehr glücklich sein, denn nicht blos in ihrem Stübchen tanzte und blitzte der Sonnenschein, auch um ihre Züge strahlte es hell wie Sonnenlicht, und als sich jetzt die Thür leise öffnete, ein liebliches Mädchenantlitz fragend hereinschaute, als die Kommende eintrat, mit leichtem Schritt heraneilte, ihre vollen Arme zärtlich um Tante Jda legte, und sie mit verklärtem Blick anschaute, da war es schwer zu beantworten, in welchem Augenpaar seligere Zufriedenheit glänzte.

„Hast du schon den Myrthenbaum betrachtet, liebe Anna?“ fragt Tante Jda.

„Ach, der Myrthenbaum! und morgen meine Hochzeit, und dieses Herz voll jubelseligen Glückes!“ ruft Anna mit vor Rührung zitternder Stimme. „Tante Jda, wie kann man nur so glücklich sein auf dieser Erde?“

„Gott erhalte und schirme dein Glück,“ spricht die Tante, und legt die Hand auf den Scheitel des geliebten Kindes.

Anna aber richtet sich auf, sieht ihr mit leuchtenden Augen ins Gesicht und fragt plötzlich:

„Tante Jda, du kennst mein Glück, du verstehst es so ganz, du theilst es, obgleich du sechzig Jahr alt bist, mehr mit mir, als meine zwanzigjährige Freundin, o sage mir, liebe Tante, wie ist es nur möglich“ — — — sie stockte — „wie ist es nur möglich, daß du eine alte Jungfer geblieben bist?“ —

Einen Augenblick nur legte sich ein leiser Schatten um Tante Jda's Züge, zuckte es um die feinen Lippen wie Spuren eines längst, aber tief empfundenen Schmerzes. Dann wurde ihr Gesicht wieder so ruhig klar wie vorher.

„Es wäre eine schöne Stunde,“ sagte sie, „heut, am Vorabend deines Hochzeitstages, heut gerade dir meine einfache Lebensgeschichte mitzutheilen.“

„Einzelnes daraus ist dir längst bekannt, der Zusammenhang nicht, du warst mir noch immer zu jung dazu. Ich werde kurz sein. Haben wir wohl noch Zeit, bis die Eltern kommen?“

„Gewiß, gewiß,“ bat Anna schmeichelnd. „Du weißt es ja, mein Hermann ist hinüber gefahren, seine Eltern von der

Bahnhofstation abzuholen. Ich hätte ihn begleitet, aber du wünschtest es nicht. Hier in unserer lieben Behausung willst du den mir noch unbekanntem Eltern meines Herzensfreundes die neue Tochter zuführen.

„Wir haben gewiß noch zwei Stunden, ehe sie zu erwarten sind.“

Tante Ida sprach leise vor sich hin:

„Ja, ich muß gegenwärtig sein, wenn er mein Kind zum ersten Mal in seine Arme schließt;“ dann sagte sie laut:

„So setze dich, meine Anna. Manches weist du bereits, aber unterbrich mich nicht. Wie mit getrockneten Blumen, ist's mit den alten Erinnerungen. Keine fremde Hand darf daran rühren. Die welken Blumen waren einst frisch, als sie gepflückt wurden. Man hat sie eingesargt in das Papier. Nach Jahren holt man sie hervor, in Gedanken sieht man sie wieder vor sich, frisch und blühend wie damals, als sie noch im Wald und auf der Wiese standen. Aber sie müssen sorgsam angefaßt werden, daß kein Knospchen vom mirben Stengel bricht.

„Und die Erinnerungen?! — man nimmt sie aus dem Herzensschrein, da werden sie wieder neu und hell, so lebendig, als hieße es von ihnen, das ist noch Gegenwart! — Aber zart, recht zart muß man sie mittheilen, daß der süße Hauch, der sie umgibt, nicht verfliegt.“ —

Tante Ida rückte sich den Lehnstuhl heran.

Zu ihren Füßen, die gefalteten Hände auf ihre Knie gelegt, setzte sich Anna.

Zuerst schwieg die Tante ein Weilchen, dann begann sie:

„Der alte Nußbaumschrank hier, und die Komode mit der

Marmorplatte, und die alte Uhr dort mit dem grünbronzenen Gehäuse, das waren die Hauptzierden im Wohnzimmer der Eltern.

„Zwischen diesen Herrlichkeiten tummelte sich zuerst das fröhliche Kind, befühlte mit zögerndem Händchen den kalten Stein, glaubte in dem hölzernen bunten Schnitzwerk die wunderlichsten Gestalten zu erkennen, und sah dem einförmigen Schlag des Perpendikels und dem langsamen Fortrücken der Zeiger neugierig zu, ohne noch eine Ahnung davon zu haben, daß eine jede Sekunde der rastlos enteulenden Zeit es näher und näher bringt dem letzten seiner Erdentage.

„Wir lebten in B. Der Vater war Beamter, die Mutter eine treu sorgende Hausfrau.

„Nur selten ging ich an ihrer Hand durch die belebten Straßen, ein Weg vor das Thor gehörte zu dem Außergewöhnlichsten; als mir dann eine jüngere Schwester geboren wurde und die Mutter viel kränkelte, war es schon frühzeitig der ernste, aber still wohlthuernde Beruf der Krankenpflege, dem ich bestimmt wurde.

„Wenn die Gespielinnen auf dem nahen freien Marktplatz unter den hohen Pappeln sich sammelten, Ball oder Versteckens spielten, Eine nach der Andern als Abgesandte in's Zimmer trat: ‚darf Ida nicht herunter kommen? darf denn Ida nicht spielen?‘ wenn die Mutter freundlich „Ja“ nickte und der schöne Sommerabend verführerisch lockte, dann schüttelte ich den Kopf und sagte: ‚laßt mich nur, ich bin gern allein bei der Mutter. Ich weiß es, sie ist krank und die kleine Schwester weint.‘

„So vergingen die ersten zehn Jahre meines Lebens,

Die zwei Jahr jüngere Schwester Anna war ein munteres schelmisches Mädchen geworden, dem die belebte Schule mehr gefiel, als das stille Haus, die im Verkehr mit ihren Jugendgenossinnen sehr ausgelassen war und von ihnen zärtlich geliebt wurde. Ich blieb nach wie vor bei der leidenden Mutter, las ihr vor und pflegte die Blumen. An meinem eigenen Geburtstag erhielt ich noch ein neues, für mich ganz unbeschreibliches Glück.

„Der liebe Gott schenkte meinen Eltern noch so spät ein drittes Kind, einen Knaben. Mir einen Bruder! das war die Erfüllung meines heißesten Herzenswunsches. —

„Ich hatte den Kleinen zuerst sehen dürfen, der Vater hatte mich hinein geführt, und ich sah das rosige Gesichtchen zwischen den schneeweißen Betten, und mein Herz schlug vor Lust und vor Liebe zu dem Kleinen, als ob es zerspringen wollte.

„Ich hatte Nachts bei der schwachen, kranken Mutter gewacht, meine Sorgfalt ihr gewidmet und jeden Laut des süßen Kindes gehört.

„Dann kam der Frühling. Ich trug es selbst hinaus in die milde Luft, schützte es mit dem grünen Schleier vor jedem Windhauch, jauchzte über sein erstes Lächeln, das mir, seiner Pflegerin, galt. Stundenlang saß ich mit meinem Strickzeug an der Wiege des Kleinen, beobachtete seinen Schlummer, schmückte sein Bett mit Rosen und grünen Zweigen und träumte — ach, die süßesten Zukunftsträume.

„Ich sah den Knaben einherwandern als kräftigen Jüngling, mich an seiner Seite. Georg studirt auf der Univer-

sität, wir machen eine Fußreise zusammen in den Ferien. Wir reisen durch die dunklen Tannenwälder des schönen Thüringen, von denen der Vater so oft erzählt hat. Wir steigen auf die Wartburg. Georg beschützt mich vor einem Räuberüberfall. Georg wird Professor, er kauft sich ein Haus, ich ziehe mit ihm hinein; er reist wieder mit mir, dieses Mal in die Schweiz, wo der Staubbach fällt, die Lavinen donnern — und im nächsten Jahr nach Italien und endlich gar nach Griechenland! —

„So träumte die kleine Ida und ließ den Strickstrumpf fallen vor innerer Erregung, und der Knabe in der Wiege träumte auch, seufzte und lächelte dann wieder im Schlaf und hatte keine Ahnung von dem Zaubernetz goldener Wünsche, welches ein liebendes, hoffendes Schwesterherz spann und so unzerreißbar sicher glaubte.

„Wie du dich nur den ganzen Tag mit dem schweren Jungen herumschleppen kannst,“ meinte Schwester Anna, und sprang fröhlich von dannen.

„Für mich war jedes Vergnügen außer dem Bereich des Hauses aber vollends vergessen; die zärtliche Liebe des Brüdchens zu mir war mein höchster Lohn für die Mühe und Sorge, die ich ihm widmete.

„So vergingen drei Jahre. Der kleine Georg ging zum erstenmal mit mir auf den Weihnachtsmarkt. Ich kaufte ihm Pfefferkuchen und eine Trompete, aber er schrie und wollte noch einen Hampelmann haben. Ich hatte kein Geld mehr für den Hampelmann, aber ich beschloß, alle Tage einen Groschen von meinem Frühstück zu sparen und ihn dann zu kaufen und dem

Georg aufzubauen am heiligen Abend. Da erkrankte die Mutter sehr schwer und bald darauf starb sie. —

„Obgleich ich erst dreizehn Jahr alt war, zweifelte doch der Vater nicht daran, daß er mir die Führung des Haushaltes, die Pflege des Kleinen anvertrauen könne. Körperlich und geistig war ich über mein Alter hinaus entwickelt. Nur mit der Schwester Anna wollte es nicht recht gehen, ihre stürmische Lebendigkeit fügte sich durchaus nicht meiner stillern Oberherrschaft. Der Vater gab sie in Pension zu seinem Bruder, der auf dem Lande Prediger war. Eine Köchin, die alte Hanne, blieb uns treu; sie schaltete in der Küche, ich versorgte den Vater, lebte für den Bruder und lernte auch selbst noch so viel ich konnte, um den Kleinen zuerst zu unterrichten.

„Die Jahre bleiben nicht stehen. Der Baum am Grabe der Mutter, den wir mit wenig zarten Zweigen eingepflanzt hatten, gab schon freundlichen Schatten. Georg las, schrieb und rechnete bei mir, und declinirte bei dem Vater sein *mensa, mensae, mensae, mensam, mensa, mensa*. Dann ging er in die Schule und später auf das Gymnasium.

„Nun träumte ich nicht mehr allein. Wir sprachen jetzt Beide mit einander von unseren gemeinschaftlichen Reisen in die schöne weite Welt hinaus, auf denen Georg mich führen, mich beschützen wollte. Jetzt las er mir Sonntag Nachmittags vor von seinen Griechen und Römern, ich schwärmte mit ihm für seinen Cäsar und Alexander, ich widersprach ihm in seiner Begeisterung über den schönen, aber so ehrgeizigen Alcibiades. Wir stiegen im Geist auf die Höhen des Olympes, wo um das Haupt des alten Zeus die ambrosischen Locken

wallen, begegneten dem rüstigen Odysseus zwischen der Scylla und Charibdis, und stiegen mit Orpheus hinab in die Unterwelt, wo der hinkende Pluto regiert, Sisyphus unermüdllich den schweren Felsstein wälzt und Tantalus nach den saftigen Früchten schmachtet. —

„Schwester Anna verlobte sich. Wir reisten Alle zur Hochzeit; sie wurde eine Predigerfrau. Ich war zwei Jahre älter als sie; ich sah die Schwester als glückliche Braut; ich legte den Myrthenkranz um ihre Stirn, wie ich ihn morgen um die Schläfe ihrer und meiner Anna legen werde, um die deinen, theures Kind; aber kein Wunsch keimte in meinem Herzen.

„„IJa, wir bleiben zusammen,“ sagte Georg zu mir an Anna's Hochzeitstage. „Wir heirathen Beide nicht; wir reisen alle Jahr, und im Winter strickt und näht du für mich und lernst griechisch bei mir. Dann lese ich dir Abends die Odyssee vor und den Sophokles in der Ursprache; und wir haben ein eigen Haus und sind glücklich.“ —

„Das war ja mein Traum schon an deiner Wiege, Georg — ich schlage ein, so soll es werden.“ —

„Aber die Zukunft ist dunkel, und was wir schwachen Menschenkinder bauen, das zerstört gar oft die gewaltige Hand unseres Gottes.“ —

„Georg wollte studiren und ging auf die Universität nach Bonn. Der Trennungschmerz war uns Beiden gleich schwer. Nur der Gedanke tröstete, auf diesem Wege so schnell als möglich zu dem Ziel zu gelangen, das uns Beiden so glänzend vorschwebte.

„Die Studentezeit ist für den Jüngling eine herrliche.

Es ist die Zeit des Einsammelns mit bewußtem Sinne. Aus dem Munde gelehrter würdiger Männer hört er die goldenen Worte der Wissenschaft; Freundschaften werden geschlossen; heitere Feste bei Gesang und Becherklang gefeiert. Georg genoß dies Alles mit feuriger Begeisterung; ihm vergingen die Jahre pfeilgeschwind, mir flossen sie langsam dahin im stillen Bereich häuslicher Pflicht. Der Vater war alt und schwach geworden. Georgs tagebuchartige Briefe indeß gewährten mir geistige Anregung. Ich theilte, soviel dies brieflich möglich ist, sein reiches Leben; ich kannte durch ihn seinen liebsten Freund.

„Das wird der schönste Tag meines Lebens sein,“ schrieb er mir, „wenn ich dir, liebste Ida, einst meinen Antonio zuführe.“ —

„Drei Trennungsjahre! — Da kam der dunkelste Abend meines Lebens.

„Georgs Studium war beendet; er sollte zurückkehren.

„Wie mein Herz ihm entgegenschlug! Wie ich hundert Mal am Tage in sein Zimmer lief, die Vorhänge aufsteckte, das Bild der Mutter bekränzte, das neu gestickte Kissen für ihn hinlegte. Und dort die Pantoffeln, und hier sein Lieblingsbuch, den Homer, den sollte er gleich finden; ich hatte ihn neu einbinden lassen, — und am Fenster standen Heliotrop und Goldlack, Georg liebte den Geruch, — und in der Küche machte die alte Hanne Fische zurecht; der Georg aß sie so gern! —

„Ein Wagen hält! — ich öffne die Thür, ich kann ihm nicht entgegenfliegen, ich zittere zu sehr. Es ist auch schöner hier oben in seiner Stube.

„Er kommt die Treppe herauf! ist das sein Schritt? nein — das geht so langsam — Georg lief ja immer, wenn er zu Hause kam, und vollends heute! — aber es kommt näher, die Thür ist nur angelehnt, es klopft — herein! —

„Ein ernster schöner Mann tritt mir entgegen mit dunklem Haar — nicht mit meines Georgs lichtblonden Locken.

„Ich bringe Ihnen den Bruder,“ sagt er, mit vor innerer Bewegung fast tonloser Stimme. „Aber er ist krank, sehr krank. Seien Sie ruhig, verrathen Sie ihm nicht das Schlimmste durch Ihr Erschrecken.“ —

Tante Ida schwieg eine lange, lange Zeit. Dann fuhr sie in weichem Tone fort:

„Ich nannte diesen Abend den dunkelsten meines Lebens. Du wirst das verstehen, theures Kind. Eine Stunde später lag Georg in seinem Stübchen auf dem Lager. Sein matter Blick suchte den unsrigen. Die Blumen dufteten nicht für ihn; alle Zauber der Heimath waren für ihn entschwunden, dem die Ahnung des frühen Todes furchtbar nahte.

„Der fremde junge Mann, das war Antonio, Georgs liebster Freund. Von italischer Abkunft, hatte der feurige Veroneser ein inniges Herzensbündniß geschlossen mit dem blonden, redlichen Deutschen. Georg und Antonio! — Castor und Pollux hatte man sie auf der Universität genannt.

„Eine leichte Erkältung warf Georg auf das Krankenbett. Er ging zu früh aus; er wollte seine Studien nicht versäumen. Er erkrankte von Neuem, sein kräftiger Körper unterlag. Ein Blutsturz führte ihn an den Rand des Grabes.

„In der Heimath bei meiner Ida will ich sterben.“ Er reiste. Antonio begleitete ihn.

„Dies Alles erfuhr ich jetzt von Antonio, als der Vater, er und ich an Georgs Bette saßen und der bleiche Kranke uns freundlich wehmüthig zulächelte. Jenem ersten Abend folgten Tage, Wochen, Monate. Vor unserem Hause stand ein Akazienbaum. Ich mußte die Fenster der Krankenstube täglich öffnen; Georg sah es so gern, wie die Sonnenlichter durch die zarten grünen Blätter und weißen Blüthentrauben fielen. Der süße Wohlgeruch zog in's Zimmer. Antonio sang wunderschön. Mit tiefer, klarer Stimme sang er Georgs Lieblingslieder und seiner schönen Heimath schmelzende Volkslieder, sang sie ihm wieder und wieder vor. Und ich schloß die von den schlaflosen Nächten so schweren müden Augen und träumte, ich säße wieder an Georgs Wiege wie damals. Aber ein Anderer sang Schlummerlieder für das müde Kind — ich sang sie nicht — auch war ich nicht mehr das frohe zehnjährige Mädchen, das so süß von einer Zukunft träumte.

„Meine Zukunft! — Das war der bleiche stille Kranke gewesen, der mir so schmerzlich zunichte. Und wenn sie ihn in's Grab legten, trugen sie auch für mein Leben Alles zu Grabe.

Dann kam wieder ein Abend! — —

„Antonio sang, aber seine Stimme zitterte und verhallte zuletzt im Schluchzen.

„Das war schön“, hauchte der Kranke, „das war wie Engelsgesang.“

„Dann sprach er nicht mehr. — Alles wurde still — mein Bruder starb! — Wir brauchten die Fenster nicht wie

sonst zu schließen vor der kühlen Nachtlust. Durch den Akazienbaum blickte der Mond und sah mit bleichem Strahl in das Zimmer. —

„Antonio, welcher im nächsten Frühling eine Anstellung erwartete, blieb den Herbst und Winter in B. Er setzte seine Lieblingsstudien fort, er wollte sich von dem Grabe seines Georg, er konnte sich von dem Vater und mir nicht trennen.

„Die Gespräche mit ihm über des Entschlafenen Leben, die Briefe und Tagebücher desselben, die wir Beide wieder und wieder zusammen lasen, das waren die ersten Fäden, welche mich wieder an das bitter schöne Leben knüpften. — Eine innige, nach und nach fast schwesterliche Liebe für Antonio erwärmte mein im Schmerz fast erstarrtes Herz. Antonio's herrlicher Gesang ließ meine Thränen sanfter fließen, seine Liebe für Georg war der meinen verwandt. Georg hatte ihn geliebt; was ich für Antonio that, glaubte ich meinem Bruder zu thun.

„Kaum begriff ich es, wie ich so bald in der alten Ordnung weiter leben konnte. Eine fremde Hand durfte Georgs Flügel nicht berühren. Antonio spielte darauf in der Dämmerung, ja ich wurde sogar wieder empfänglich für seine Mittheilungen. Ich folgte seiner Erzählung mit Spannung, wenn er von seinem schönen südlichen Vaterlande sprach, von dem herrlichen Verona, dem wunderbaren Venedig, das wie eine große weiße Wasserrose auf den Lagunen schwimmt.

„Der Frühling kam. Der Akazienbaum trieb frische

Blätter. Antonio wurde zu einem ehrenvollen Amt berufen. Man hatte den talentvoll Begabten nicht lange unberücksichtigt gelassen.

„Die Brust voll bitterem Trennungswelch trat ich in mein Stübchen. Den Bruder entriß mir der unerbittliche Tod, den brüderlichen Freund sollte mir das unerbittliche Leben entreißen.

„Da lag auf meinem Schreibtisch ein Brief! — Ich kannte die Handschrift — ich zitterte — lange hielt ich ihn in der Hand; ich wagte nicht, ihn zu öffnen. Was konnte Antonio mir schreiben? Was für ein Geheimniß hatte er auf dem Herzen, das er mir nicht mündlich sagen wollte? —

„Endlich erbrach ich das Siegel; ich las den Brief. Antonio fragte mich, ob ich sein Weib werden wollte? Ich — die Schwester seines Georg, und er, wir hätten ja in dem Bruder eine gemeinsame Vergangenheit, — wir wollten nun auch eine gemeinsame Zukunft haben.

„Eine Zukunft! — — wie süß mir das Wort in's Ohr klang! — Ich hatte sie ja in's Grab gesenkt, diese Zukunft mit meinem Georg; ich hoffte nichts mehr für mein Leben. Nun sollte sie wieder aufblühen über dem Grabe, frische Blüten treiben in Antonio's Liebe? —

„Ihm sollte ich das Leben schmücken, für ihn sorgen, mit ihm nach Italien reisen, wie ich es einst mit dem Bruder gewollt! Er blieb bei mir, wenn der alte Vater starb, ich war dann nicht allein; in Antonio sollten die Träume Wahrheit werden, die ich mit Georg gesponnen, die der Tod so grausam zerrissen! — —

„In einer Stunde schon wollte Antonio selbst kommen und sich die Antwort von mir holen. Ich bebte! — ich drückte beide Hände vor die Stirn, um mich zu besinnen, meinen Gedanken Klarheit zu geben.

„Mein Gott, betete ich aus tiefstem Herzen, nicht mein, sondern dein Wille geschehe; hilf mir, mein Gott; laß mich keinen Schritt thun, den ich jemals zu bereuen hätte.“

„Unwillkürlich war ich aufgestanden; ich trat vor den Spiegel, ich that einen Blick hinein! — Die tiefschwarze Kleidung gab meiner Gestalt einen Ernst, vor dem ich mich selbst erschreckte. Durch mein Haar — da und dort — ich sah es deutlich — zogen sich bereits helle Silberstreifen. Auf meiner Stirn und hier um den Mund die tiefen Falten kündeten vergangene heiße Schmerzen, kündeten, o, ich wußte es wohl — das unerbittlich nahende Alter! —

„Antonio stand vor mir — in der vollen kräftigen Blüthe — zehn Jahr jünger als ich — und ich wollte sein schönes reiches Leben binden an meine verblühte Jugend! — wollte mir einreden, ich Thörin!! — — nein — der schöne Traum war vorüber — war in's Grab gelegt, wie jener erste mit dem Bruder! — Ruhig wollte ich dem Freunde entgegentreten! — Ich fühlte mich stark im Entfagen.

„Als Antonio zu mir kam, setzte ich ihm mit ernster Freundlichkeit die Verhältnisse auseinander, wie sie mein wieder klar gewordenes Gemüth jetzt überblickte.

„Er wollte mich nicht anhören.

„Sie haben mich nicht lieb, Ida!“ sagte er traurig.

„Und wenn ich Sie nun so lieb hätte, Antonio, daß

Ihre Zukunft mir höher stände als meine eigene! — Herbst und Sommer dürfen sich nicht verbinden. Der Sommer hat glühende Tage und rosige Blüthen, der Herbst nur dürre Blätter der Erinnerung. Sie sind noch jung. Ihr Leben wird reich und glänzend sein. Nichts soll Ihr schönes Streben hemmen. Die Freundschaft, welche Sie jetzt für Georgs Schwester fühlen, diese Freundschaft, die Sie für Liebe halten, ist nicht die Liebe, welche Ihr Herz bedarf, welche es beglücken wird. Wehe Ihnen! — wehe, wehe mir, wenn wir Beide dies einst zu spät einsehen. — Gott segne Sie, mein theurer Freund! Erlauben Sie mir den Brudernamen! — Im Bruder wurzelte einst mein höchstes Erdenglück. Geben Sie mir den Bruder wieder, ich werde Ihnen eine Schwester sein.

„Antonio umarmte mich. „Jda,“ sagte er, „meine theure Schwester, was ist größer in meinem Herzen für dich, meine Liebe oder meine Verehrung?“

„Das war unser Abschied.“

„Antonio reiste noch denselben Abend. Ich aber, meine Anna, — warum sollte ich es dir nicht gestehen — ich hatte einen schweren, schweren Kampf, denn jetzt erst fühlte ich es, daß ich Antonio geliebt hatte mit der ganzen, vollen, hingebenden Kraft meines Herzens. Da galt es stark sein, da galt es sich anklammern an des lieben Gottes treue Hand, und in dem Beruf, einem alten schwachen Vater Trost und Stütze zu sein, selbst Kraft zu finden und Freudigkeit für das — ach, doch noch so lange Leben. —

„Antonio verlobte sich dann. Er führte seine junge Frau auf einer Reise zu uns. Ich sah Beider Glück, sah, wie die

zarte, jugendliche Magda sich mit unendlicher Innigkeit an den starken, festen Mann lehnte; ich war still in mir geworden, glücklich im Glück meines Freundes, dessen Glück mir höher stand als das meine. Magda, Antonio's Frau, trat mir schwesterlich nahe. Ich besuchte sie später; auch wenn wir getrennt waren, verband uns der Briefwechsel.

„Wieder vergingen viele Jahre. Der Vater starb. Schwester Anna, deine Mutter, mein Kind, war Wittwe geworden; ich zog zu ihr in's Dörfchen. Deine Geschwister wurden von mir unterrichtet. Im Dorf hieß ich „Tante Jda“ für Groß und Klein. Tante Jda wußte Thee zu kochen und stärkende Tropfen zu brauen, und des Tagelöhners kranke Frau rief sie in der Nacht; Tante Jda strickte wollene Fäächchen, als der armen Nachtwächterfamilie die kleinen Zwillinge geboren wurden; Tante Jda brachte aus der Stadt vom Jahrmarkt Pfeffernüsse mit für die fleißigen Schulkinder, und wand Myrthenkränze für die Töchter der Bauern zu ihrem Hochzeitstage, denn du weißt ja, die Pflege der Myrthenbäume gelingt mir vor Allem.

„Sechs Jahr lebte ich bei deiner lieben Mutter. Du warst erst ein halbes Jahr alt, als ich zu ihr kam, jetzt gingst du also in das siebente, da sollte Tante Jda wieder in ihr altes, längst vertrautes, schweres Amt eintreten, in die Krankenpflege. An deiner Mutter sollte sie es üben.

„Schwer nannte ich dieses Amt, das ist es auch, aber zugleich segensreich, wenn der Kranke nemlich still und geduldig sein hartes Kreuz trägt, wenn er es fühlt und weiß, aus wessen Hand die Schmerzen kommen, die ihm geschieht

werden, wer sie ihm tragen hilft und sie entweder in süße Genesungsfreuden wandelt, oder durch ein seliges Scheiden löst.

„Deine Mutter starb. Deine Geschwister kamen zu treuen Verwandten; dich, mein Kind, nahm ich mit mir hierher zurück in meine liebe Heimath. Da bist du groß geworden und gut und immer mehr mein eigen, und deine Liebe und Dankbarkeit hat der alten Tante den Lebensabend mit frischen Frühlingsblüthen geschmückt.“ —

Hier endete Tante Jda's Erzählung.

Anna legte das Gesicht, überströmt von Thränen, an ihre Brust und rief mit Innigkeit:

„O meine Tante, meine liebe, liebe Tante Jda! Mit dem Vater Antonio muß ich's sagen, ich weiß es nicht, was größer in mir für dich ist, meine Liebe oder meine Verehrung!“ —

Beide schwiegen eine lange Weile, dann sagte Tante Jda plötzlich heiter, als wollte sie mit ihrer gewohnten klaren Fröhlichkeit die alten Erinnerungen überschleiern und die Thränen in den Augen ihres Lieblingskindes zum Lächeln wandeln:

„Und nun erzählt wohl meine Anna den Schluß der Geschichte? sie thut es wohl nicht ungerne, denn die alte Tante hat ihn ja schon hundert und wieder hundert Mal hören müssen!“ —

Der Scherz gelang. Anna's Gesicht glühte plötzlich auf im hellen Licht der Freude, und die Thränen, die ihr noch an den langen Wimpern hingen, glänzten im Strahl der leuchtenden Augen wie Thauperlen.

„Ja,“ rief sie lachend, „Anna war bei der Tante Jda

vierzehn Jahr alt geworden, da trat ein schlanker junger Student in's Zimmer, umarmte die Tante und sagte: ‚Ich bin Hermann, Antonio's und Magda's ältester Sohn, dein Pathe, liebe Tante, ich bringe Grüße von den Eltern und Briefe und will hier studiren, und soll die Pathe Jda recht oft besuchen, sagte der Vater, weil ich ein ordentlicher, fleißiger Bursch werden soll, und mich nicht so viel umhertreiben mit den andern Studenten.‘ Und der vierzehnjährigen Anna machte der zwanzigjährige Hermann ein recht linksch Compliment. Aber er war ein fleißiger Junge, die Tante Jda gewann ihn lieb, die kleine Anna zankte sich zuerst viel mit ihm, weil er sie neckte, dann hatte sie ihn auch lieb, ein Bischen, dann immer mehr, und nach fünf Jahren ist der Student Hermann wohlgestellter Herr Doctor geworden, und morgen ist Hochzeit, und die kleine Anna wird morgen seine Frau Doctorin.

„Tante, liebste Tante, das ist der glückliche Schluß deiner ersten Lebensgeschichte.“

„Das ist er noch nicht,“ fügte Tante Jda lächelnd hinzu.

„Du hast noch etwas vergessen.“

„Im Hause des Doctor Hermann ist ein Stübchen eingerichtet, dahin zieht die alte Tante zu ihren beiden Kindern, und jetzt eben holt ihr neuer Sohn seine Eltern ab vom Bahnhof, und Tante Jda soll das Glück haben, ihr heißgeliebtes Pflaigetöchterlein den geschwisterlichen Freunden als Tochter in die Arme zu legen.“

„Ich danke dir dafür, mein Gott,“ sprach sie leiser und faltete die Hände, „du hast mein einsames Leben reich gesegnet.“ —

Die Thür öffnete sich! Hermann eilte zu seiner Braut, erröthend trat ihm Anna entgegen. Dem Sohne folgten die Eltern, Magda und Antonio. Als nun die glückliche Braut, von Tante Iba geführt, sich der neuen Mutter näherte und gerührt in die offenen Arme derselben sank, trat Antonio zu Iba. Schweigend legte er die Hand auf ihren grauen Scheitel, als ob er sie segnete; da begegneten sich ihre Blicke, und in beiden glänzte es hell und sie standen voll Freudenthränen.

In der großen Stadt.

(Aus Margarethens Tagebuch.)

Den 3ten März. Wir sind seit vier Wochen in Berlin. Der Papa hat sein neues Amt angetreten; die Tante schaltet im Hause, das ist ja ihr Liebstes, und ich — ach, ich komme zu dir, mein liebes, treues Tagebuch, um dir zu erzählen, daß ich sehr, sehr unglücklich bin.

Berlin mag eine recht schöne Stadt sein — der Papa freut sich alle Tage, daß er wieder dahin zurückgekehrt ist, wo er geboren wurde, wo er seine fröhliche Jugend verlebte hat. — Ja! — wer hier geboren ist zwischen den hohen, steinernen Häusern, die so kalt und streng aussehen, der kennt nichts Besseres.

Ich habe in der kurzen Zeit unseres Hierseins schon viel gesehen. Mir schwindelt der Kopf davon. Der Papa zeigte mir im Museum die prächtigen Bilder — es waren mir zu viel, ich konnte kein einziges lange genug ansehen — er ging mit mir in den Thiergarten — das soll ein Wald sein — ach, ich kenne ihn schöner — wir waren im Opernhaus — da glänzt Alles und flammt, als wäre man in einem Märchenschloß aus tausend und einer Nacht — aber — ich schämte mich fast, es zu gestehen — aber die Seiltänzer auf dem

Markt, der lustige Bajazzo und die zierliche kleine Colombine haben mir mehr Vergnügen gemacht, als das große Ballet hier, von dem ich nichts verstand und in dem die Solotänzer sich drehen wie Windmühlenslügel.

Was ist all diese Herrlichkeit gegen meinen Garten mit der Fliederlaube, den Rosenbeeten, dem Salat, der Peterfilie, die ich für die Küche säete und täglich begoß und mich freute, wenn sie wuchs und ich sie der Tante bringen konnte. Wenn ich dann Abends zum Hinterpförtchen hinausschlüpfte, den schmalen Weg durch das Kornfeld lief und in den Wald kam. O du liebe Waldeinsamkeit, die ich verlassen habe! — Jedes stille Plätzchen kannte ich: da, wo der kleine See ist und die Birken am Rande ihre zarten Blattspitzen hineintauchen in's Wasser, daß es sie blank und glänzend spült, wo der Calmus wächst, den mir Cantors Jakob zum Pfingstfest herausholte aus dem Wasser, damit ich den Hausflur schmücken konnte — dort, wo die uralten Eichen stehen mit den knorrigen Stämmen, mein Name ist eingeschnitten in die Rinde und wuchs jedes Jahr größer und schlang sich ineinander — ach — und unser trautes Städtchen zwischen den grünen Bergen — ich sehe die weißen Häuser — des Schulmeisters Dach mit den neuen hellrothen Ziegeln — wie die Fenster im Sonnenschein glitzern — und zwischen den Pappeln die Kirche; — das goldene Kreuz auf der Thurmspitze zeigt gen Himmel, sagte mir der Papa, als ich noch ein kleines Mädchen war. Ich habe es nie vergessen, und so oft ich zum Kreuz hinauf blickte, sah ich höher, noch höher in die Wolken — und dachte mir hinter den Wolken den Himmel und im Himmel die Mama. —

Auch den Kirchhof habe ich verlassen. Wie die Linden im Abendwind säuselten, wie der weißblühende Hollunderbusch sich an die alte Mauer schmiegte und seine kleinen Blütensternchen hinstreute auf das Grab der Mama. O du liebes, liebes Grab! wer bringt dir nun noch die ersten Frühlingsblümchen, die zarten Schneeglöckchen, die duftenden Veilchen — wer windet dir, wenn die Blätter fallen, den letzten Asterkranz? —

Den 30sten März. Ich habe hier keine Freundin! — ich mag auch keine. In der großen Stadt sind die jungen Mädchen verwöhnt und überflüg.

Zu Hause — ach, es ist nicht mehr mein zu Hause, aber ich werde es doch immer und immer so nennen — da hatte ich Freundinnen, da begegnet man sich fast auf jedem Spazierweg, da besucht man sich Abends, sitzt zusammen im Garten oder auf der Bank vor der Thür. Da hatte ich meine Amalie und meine Martha, und des Steuereinnehmers Minna und Predigers Julchen waren mir auch lieb. Hier puzen sich die jungen Mädchen, als gingen sie alle Tage auf den Ball. An ihren Hüten wehen Federn, man sollte meinen, sie wären Ritterfräulein. — Die Kleider sind so lang — fast eine Schleppe daran; — auf der Straße ist das recht häßlich — recht unsauber wird das Kleid, wenn es regnet — aber hier trägt man Alles was Mode ist — und lange Kleider sind Mode. Ich schäme mich ordentlich, daß ich ein so einfaches Hütchen trage. Nur einen Kornblumenstrauß darauf. Neulich sagte ich's dem Papa, der aber lachte: „Bleib du nur einfach, mein Kind,“ antwortete er. „Bescheidenheit und Einfachheit sind der schönste Schmuck für ein junges Mädchen.“

Der gute Papa! — er ist so glücklich in diesem garstigen Berlin. Er ist ganz aufgelebt und lacht und scherzt. Seit dem Tode der Mutter, meint die Tante, habe sie ihn nicht so heiter gesehen.

Werde ich dich auch lieb gewinnen, du große, reiche — für mich aber so arme Stadt? —

Den 2ten Mai. Merkt man wohl hier, daß es Frühling wird? — Ich habe noch Nichts davon gesehen. —

Neulich stellte ich mich auf einen Stuhl an's Fenster, da sah ich ein Eckchen vom Nachbargarten. Der Garten ist so groß wie unsere Stube, aber es blühte ein Kirschbaum darin. „Papa,“ rief ich, „die Kirschchen blühen.“ — „Das wußte ich,“ sagte er, „ich ging gestern und vorgestern vor das Thor.“ — „Papa, zu Hause entzückte mich jedes grüne Blättchen an den Stachelbeeren, jede braune haarige Knospe an dem alten Kastanienbaum, hier aber mag ich Nichts sehen, es ist mir Alles so fremd.“ — „Sei nicht eigensinnig, wie ein Kind,“ schalt der Papa, „und komme heut mit mir vor das Thor.“ — „In den Thiergarten, wo die Wagen rasseln und der Staub wirbelt, daß mein Kleid wie ein Mehlsack aussieht? Nein, dahin mag ich nicht.“ — „Komm mit mir,“ gebot der Vater.

Wir gingen vor das Thor. Es ist nicht allzufern von unserer Wohnung. Vor dem Thor ist der Kanal; an dem lustwandelten viel Menschen; ich fürchtete mich schon, daß ich wieder hinein sollte in das Getreibe und die Staubwolke; aber der Papa führte mich über die Brücke, links einen einsamen Feldweg. Da war grünes Saatsfeld, über dem die Lerchen lustig sangen, oder wie Lenau sagt, „an ihren bunten Liedern

in die Luft kletterten.“ Vor uns lag ein dunkelgrüner Fichtenwald, rechts waren Kirchhöfe angelegt; nur einzelne ernste Menschen gingen da hinüber und trugen Blumentöpfe, die sie auf ihre Gräber pflanzen wollten? Also pflegt man hier auch seine lieben Gräber? —

Ich sah viel Kirschbäume in schneeiger Blüthe, die Knospen der Birnblüthe schwellen und färbten sich röthlich. Auf der Wiese standen Butterblumen. O, mir war das Herz so voll! Mit den Lerchen hätte ich jauchzend steigen mögen immer höher bis in's Himmelsblau und dann wieder zurück zu dir, schöne, herrliche, in deinem buntgestickten Frühlingsskleide so köstliche Erde.

Dann wurde ich plötzlich sehr traurig. Ich dachte an mein „zu Hause“ — daß ich das Alles sonst täglich gehabt habe, was ich mir jetzt so selten aussuchen darf. Ich wurde still, immer stiller. Zuletzt sprach ich fast kein Wort mehr mit dem guten Papa, oder gab doch nur seinen Fragen eine recht trübselige Antwort. Endlich konnte ich's nicht mehr aushalten. Ich ließ seine Hand los, setzte mich auf einen Stein am Wege, hielt meine beiden Hände vor's Gesicht und schluchzte und weinte jämmerlich.

Der Papa hatte mich wohl beobachtet, er wußte, was in meinem Herzen vorging, wie er das fast immer weiß, ehe ich's ihm erzähle, denn er liebt mich so sehr, und die rechte Liebe merkt, was der Andere will, sagt er. Er ließ mich eine Weile schluchzen, wie ein unartiges Kind, dann sagte er plötzlich freundlich und doch ernst, mit dem vollen weichen Ton seiner Stimme: „Margarethe!“ —

Geschämt hatte ich mich schon vorhin, jetzt aber schämte ich mich noch mehr, ich sah zu ihm empor, ich schüttelte mir die Thränen aus den Augen, so heftig, daß die Locken mir wirr in's Gesicht flogen und der Hut in's Gras fiel. Ein Glück, daß der Weg so einsam war. Das hätte im Thiergarten sein müssen. Ich glaube, die Leute wären stehen geblieben. Ich stürzte dem guten Papa an die Brust und rief: „ich will ja das böse Heimweh bezwingen, ich will ja auch in Berlin glücklich sein, weil du es hier bist, liebster Papa.“

„Jetzt bist du wieder einmal allzu heftig in deinen Gefühlen, mein Kind,“ sagte der Papa ruhig. — „Wir wollen langsam weiter gehen; ordne dir zuerst das Haar. — Dann höre mich an.“

Erbötend nahm ich meinen Hut auf von der Erde und strich mir die Scheitel glatt. Der Papa sprach:

„Es ist schön und kindlich gedacht und spricht für deine Liebe zu mir, daß du dich in die große Stadt, welche dir so unbehaglich erscheint, schicken willst, weil ich in ihr glücklich bin. Ich finde hier nach langer Entbehrung den geistigen Reichthum, nach dem mein Herz dürstet, nach dem es verlangt, seit deine Mutter mich verließ und mein Haus öde geworden ist ohne sie. — Fehlt dem Mann die Lebensgefährtin, so gehört sein Streben und Forschen noch mehr der Wissenschaft; diese wird nirgends angeregter, gefördert und belebt, als in dem Mittelpunkt, dem Zusammenfluß geistiger Schätze, in unserer herrlichen Residenz. Du kennst mich und wirst hier auch dein Glück finden in dem meinen. — Doch nein — das allein wünsche ich nicht — du sollst auch durch eigene Erkenntniß hier glücklich werden.“

Ich tadle dein Heimweh nicht! Gott bewahre — ich finde es sogar sehr, sehr natürlich, finde es lobenswerth, daß du in Treue an den alten Umgebungen hängst. — Aber du darfst dich, weil du Schätze verliehest, die dir unersetzbar scheinen und es in ihrer Art auch sind, du darfst dich deshalb nicht gegen andere Schätze verschließen, mit denen Gott dein junges Leben schmücken will.

„Ein jeder Ort, besucht vom Aug' des Himmels,
Ist Glückeshafen für ein kindlich Herz. —“

„Glaube mir, auch in den Steinpalästen schlagen Herzen; sieh dich um mit klarem unbefangenen Sinn, und du wirst finden, was du suchst. — Bleibe in deiner nächsten Umgebung stehen. — Sieh die gute Tante; — sie entbehrt den Garten, sie vermißt die große Wohnung mit dem freien Blick in das Grün. Die weiten Wege sind ihr beschwerlich, die Häusermassen beengen sie wie dich, aber sie klagt nicht. Sie ist glücklich in ihrer Häuslichkeit hier wie dort, und kein Unmuth treibt so krause Falten auf ihre Stirn, als ich sie in letzter Zeit auf der Stirn meiner Orete gesehen habe.“

„Die Tante kennt weiter kein Vergnügen, als ihre Häuslichkeit,“ sagte ich kleinlaut; „sie denkt Morgens schon an das Mittagbrod; sie freut sich, wenn die Wäsche gut trocknet, und eilt sich, damit der Thee um 7 Uhr auf dem Tisch steht. Die Tante würde auch in der Wüste Sahara nicht verschmachten, wenn sie dort Wäsche aufhängen könnte, und auf Spitzbergen zwischen den Rennthieren und Wallrossen nur an ihre Suppe denken.“

„Ein Jeder auf seine Weise,“ lächelte der Papa. „Ich

gebe zu, daß der Kreis, in dem sich manche Frau bewegt, ein etwas enger ist, und wünsche es nicht, daß mein lebhaftes Kind allein sein Genüge findet in solchem Thun. Du bist der Tante eine treue Gehülfin, ich kenne deinen Fleiß, ich lobe ihn, aber du verlangst auch noch außer dem Bereich des Hauses deine Freuden — und diese — liebe Grete, bietet die große Stadt ebenso wie die kleine, nur müssen sie aufgesucht werden.

„Kein Mensch kann es und darf es verlangen, daß das Leben ihn gerade so führe, als es seinen Wünschen lieb und bequem ist. — Nein, es ist vielmehr recht eigentlich des lieben Gottes weise Erziehung, daß er uns dasjenige auferlegt, was uns schwer wird, daß er uns nimmt, was uns unentbehrlich schien. Es heißt:

„Durch Nacht zum Licht!“

Damit ist zuerst gemeint: durch diese Erdennacht zum ewigen Licht; aber wir wollen es jetzt einmal blos auf dieses Leben beziehen. Auf dein Leben wollen wir es anwenden. Was dir jetzt dunkel und trübe erscheint, deine veränderte Lebensweise, dein Aufenthalt zwischen den hohen Häusern ohne Baumesgrün und lustige Mädchenfreundschaft, kann hell und freundlich werden, sobald du guten Willen dazu hast, dein Herz nicht eigenwillig verschließest. Betrachte eine Landschaft durch verschiedenfarbige Gläser. Das blaue zeigt sie dir im Mondlicht, das rothe im Feuerschein, das gelbe in grellem Sonnenglanz. Und es ist dieselbe Landschaft, die, wenn du sie, ohne durch das Glas zu schauen, beobachtest, die natürliche Beleuchtung hat. — So ist's mit unseren Verhältnissen — nur wie du sie beleuchtest, erscheinen sie dir.“ —

Da waren wir an das Thor gekommen, Menschen eilten an uns vorüber, Omnibusse und Droschken begegneten uns. Der Papa schwieg oder mußte vielmehr schweigen, denn das Gerassel übertäubte seine Stimme. —

Ich habe bis in die Nacht hinein geschrieben. — Warum ich Alles aufschrieb? Weil ich's behalten will und beherzigen. Ja, ich will es versuchen — ach Gott, wie soll ich's nur anfangen — ich will es versuchen, hier in der großen Stadt fröhlich zu sein und die Menschen hier auch zu lieben. — Wie soll ich sie aber kennen lernen? Alles läuft kalt an mir vorüber. Hilf du mir, lieber Gott, ich bitte dich.

Den 6ten Mai. Die Tante ist unwohl, sie konnte heute früh nicht auf den Markt gehen. „Ich will einkaufen,“ sagte ich zaghaft; ich hoffte, sie würde es nicht annehmen, daß ich allein auf dem Markt herumirrte, aber sie sagte blos: „gut; bitte den kleinen Hans, daß er dir den Korb trägt.“ —

„Wer ist der kleine Hans?“ liebe Tante. —

„Kennst du den niedlichen Blondkopf nicht, der hier unten im Schuhmacherkeller wohnt und noch fünf Geschwister hat. Schuhmacher Christoph's sind brave Leute. Die Kinder grüßen uns ja immer so höflich, wenn wir aus der Haushür kommen.“ —

Ich wurde roth. Die Kinder hatten „Guten Tag“ gesagt, gehört hatte ich's, aber die armen Stadtkinder, ich hatte sie nicht beachtet. — Sie wissen nicht, wer ich bin, dachte ich, und ich weiß nichts von ihnen. Zu Hause war es anders. Der Fritz, die Liese, der August und die Friede holten sich Reste vom Mittagbrod; ich kannte des Webers kranke Frau,

und die Familienverhältnisse des armen Schneiders wußte ich ganz genau. Also hier gibt es auch arme Kinder, welche freundlich sind? sogar hier in unserem Hause? —

Der kleine blonde Hans stand schon auf der Treppe und wartete. — Er guckte mich mit seinen hellblauen Augen neugierig an, und als ich ihm über das Haar strich, das so kraus und lockig war wie ein Püdelköpfchen, lachte sein ganzes Gesicht. Unterwegs erzählte er: „Ich habe auch Schwestern, die älteste schneidert für vornehme Leute; das Geld, welches sie verdient, bringt sie den Eltern. Die zweite, das ist die kranke Marie, die ist seit einem Jahr krank, es will nicht besser werden. Sie wird alle Tage blasser im Gesicht, aber sie ist nie unfreundlich. Der Herr Prediger kommt oft zu ihr und betet mit ihr.“ —

Das war mir wieder etwas Neues. —

„Kennt denn ein Prediger in der großen Stadt seine Gemeinde? Hier gehen ja die Leute alle Sonntag in eine andere Kirche.“

„Ach, doch wohl nicht,“ meinte Hans verlegen. „Die vornehmen Herrschaften thun es vielleicht, unser eins aber nicht. Die Mutter sagt, wenn sie Sonntags nicht in der Kirche an ihrem bestimmten Platz sitzt, dann sei ihr nicht wohl und unserm Herrn Prediger fehle auch etwas.“

„Hast du noch mehr Schwestern, Hans?“

„Noch zwei Schwestern, liebes Fräulein, jünger wie ich, sechs Jahr und fünf Jahr alt, und das kleine Brüderchen liegt noch in der Wiege.“ —

Da war der Markt erreicht; Alles schwirrte bunt durch-

einander wie in einem Bienenstock. Dort saßen die Schlächter in ihren Buden, hier die Obstverkäufer, daneben die Gärtnerfrauen.

„Kösten Sie mal meine schöne Butter, Mamsellchen.“

„Bücllinge, Bücllinge, drei und viere für einen Groschen.“

„Mamsellchen, hier, nehmen Sie noch eine Citrone mit.“

So rief man mich an rechts und links.

„Ach Gott, wo soll ich kaufen?“ seufzte ich und blieb rathlos stehen. —

„Das alte Fräulein kauft ihr Gemüse immer bei dieser Frau,“ sagte Hans bescheiden.

Ich trat zu der Verkäuferin.

„Ist das Fräuleinchen krank?“ fragte die nette Landfrau, und legte mir Kohl zurecht. „Wünsche recht gute Besserung, und sie soll bald wieder selbst auf den Markt kommen.“

So ging es auch bei den anderen Verkäufern. Alle bedienten mich freundlich, und der Schlächter fragte auch nach der Tante.

„Wie kommt sie schon zu all den guten Bekannten?“ fragte ich mich. „Ich habe noch mit Niemand gesprochen; ich glaubte es vorher zu wissen, daß die Leute hier ohne Theilnahme und herzlos sind.“

Ich kaufte noch eine Apfelsine für Hansens kranke Schwester. Heut Abend trage ich sie ihr selbst hinunter. —

Den 11ten Mai. Ich gehe jetzt täglich zum Schuhmacher.

Als ich das erstemal dort war, freute ich mich über das reinliche Stübchen. Der Mann arbeitete, die Frau half ihm;

sie nähte an den Schuhen. Die kranke Tochter saß in einem großen Lehnstuhl.

Sie sah mich dankbar an, als ich ihr die Apfelsine gab.

„Es fehlt mir Nichts,“ sagte sie. „Ich habe wenig Schmerzen; die Eltern sind so gut zu mir, und einen Garten habe ich auch,“ fügte sie freundlich lächelnd hinzu und zeigte auf einen großen schönen Epheutopf. Dieser stand hinter dem alten Stuhl, legte sich mit frischen Ranken und grünen Blättern rechts und links um die Lehne, schmiegte sich an das verblüehene grüne Polster, auf dem das bleiche Gesicht des jungen Mädchens ruhte.

„Den Epheu hat sie sich selbst aufgezogen,“ erzählte die Mutter. „Sie war erst fünf Jahr alt, da fand sie den kleinen Epheuzweig auf der Straße, als ein Vorübergehender soeben unbarmherzig mit dem Fuß darauf treten wollte. — „Bitte, schenken Sie mir das Blättchen,“ bat die kleine Marie. Der Mann lachte und ging vorbei. „Er gehört mir ja nicht,“ sagte er. Marie hob das welke Pflänzchen auf, setzte es in einen Topf, es war dankbar, es gedieh und wuchs mit ihr um die Wette.“

„Dann wurde sie krank und selbst welk und matt, der Epheu aber wird täglich schöner; es scheint, als wolle er ihr die Pflege lohnen, die sie ihm gegeben hat, denn er legt sich immer fester und schattender um ihren Krankenstuhl.“

„Meine Epheulaube ist köstlich,“ sagte Marie.

Ich war im Herzen tief beschämt über diese Genügsamkeit. Die Arme war still und glücklich in ihrem Leiden. — In ihr dunkles Kellerstübchen fiel kein Sonnenstrahl, sie durfte nicht



hinaus in die blühende Welt, und ich — in vollem Besitz der Gesundheit, in der bequemen, behaglichen Wohnung des Papa's, ich sollte klagen? —

Als ich fortgehen wollte, sagte Mariens kleine Schwester und zupfte mich am Ärmel: „Ich habe auch einen Garten, sehen Sie, Fräulein.“ — Ein großer Kasten stand an der Thür; rothe Bohnen waren darin gesäet und Kefeda. Die Bohnen blühten, es sah ganz lustig aus. Ich kniete nieder zu dem Kasten und der kleinen Luise. — „Fräulein, da haben Sie ein Stielchen von meinem Kefeda. Den schenke ich Ihnen nur, weil ich Sie lieb habe.“ —

Den 16ten Mai. Die beiden kleinsten Schuhmacher-mädchen kommen jetzt täglich ein paar Nachmittagsstunden zu mir und stricken. Grade so wie zu Hause des Schneiders Kinder. Die Älteste von ihnen strickt schon so ziemlich, die Kleinere mit ihren dicken rothen Fingern quält sich sehr damit, und wiederholt wie ein Lied bei jeder Masche ihr lautes „einstecken, abheben, abstricken“ — und kommt alle Minute zu mir: „Fräulein, da hat schon wieder eine Masche Plumps gemacht.“ —

Ich werde nicht ungeduldig. Ich freue mich, daß ich hier in der großen Stadt auch armen, guten Kindern nützlich sein kann.

Auf den Markt gehe ich jetzt immer allein. Die Verkäufer der Tante kennen mich nun auch schon. Die Grünfrau wohnt in Mariensfelde, sie hat mich eingeladen, einmal hinaus zu kommen, sie habe gutes Schwarzbrot und frischen Honig. Die Obsthändlerin nennt mich „das Fräulein mit den rothen Backen.“



Die kranke Marie da unten hat jetzt noch eine schönere Laube. Ich habe ihr von meinem Taschengeld einen hohen bühenden Rosenstock gekauft. Ich sprach mit den Eltern; als sie schlief, wurde der Topf heimlich hingestellt, von der Bewegung entblätterte eine Rose, die Blätter fielen in das Haar, auf die Stirn des armen Mädchens. Sie erwachte. — Das war eine Freude, ein Bewundern da unten im engen Stübchen. — Marie sah ganz verklärt aus, die Eltern küßten mir die Hände. Schön ist's aber auch, wie die Rosen hervorgucken zwischen dem dunklen Epheu grün, hier und dort noch eine Knospe. Der Epheu und der Rosenstock sind schnell gute Freunde geworden. Sie stehen neben einander am Krankenstuhl, blühen und grünen um die Wette. —

In der kleinen Stadt wäre die Freude über einen einzigen Rosenstock so groß wohl nicht. —

Am 2ten Pfingstfeiertag. „Die hellen Pfingstentage“, wie der liebe, alte Friedrich Rückert sie nennt, der nun schon sechsundsiebzig Jahr alt geworden ist, die sind gekommen.

Am heiligen Abend ging der Papa mit mir vor das halbrunde Thor auf eine Anhöhe; der Kreuzberg heißt sie. — Der Schleedorn war weiß an den Hecken, der Flieder blühte, daneben schüttelte der Goldregen seine vollen Trauben, entfaltete der Schneeball seine Kugeln, und die hochrothen Päonien spreizten sich auseinander, als wären sie der Pfau unter den Blumen. Das sind Alles die rechten Pfingstblumen, es gehört nur noch das Maiglöckchen hinzu und das kleine Goldknöschen, dann ist der bunte Pfingstblüthenstrauß fertig.

Als wir oben standen auf dem Kreuzberg ging die Sonne

herrlich unter, und zugleich begannen die Kirchenglocken ihr Festgeläut, die eine im tieferen Ton, wie eine prächtige Bassstimme, die andere hell und hoch, wie ein köstlicher Sopran. Es klang so leis und schön durch die reine Luft, Sträucher und Bäume waren grün und weiß geschmückt, und vor uns die große Stadt, das wirre Häusermeer, es hatte mir nichts Erschreckendes mehr; ich wunderte mich selbst über meinen veränderten Sinn. Ueber der Stadt schwebten die ernstesten Glockenstimmen, wie das goldene Kreuz auf dem Kirchturm meiner Heimath sprachen sie vom Himmel, der Himmel aber war eben so blau, hier wie dort. Ich suchte mir die Gegend auf, in der wir wohnen. Da unser Haus nicht allzuweit vom Thore liegt, glaubte ich seinen Giebel zu erkennen. In dem Hause habe ich jetzt schon so manche glückliche Stunde verlebt.

Wenn die kranke Marie hier auf der Höhe stände! — Sie ist so zufrieden in ihrer kleinen Laube; wie dankbar muß ich doch sein!

Dann blickte ich zu meiner Kirche hinüber! — Warum habe ich denn von meiner Kirche noch so gar nichts aufgeschrieben? —

Der kleine Hans hatte mir zuerst von dem guten Prediger erzählt, der die kranke Schwester besucht, der sie so lieb hat. Ein Prediger in der großen Stadt, der seine Gemeinde kennt! Nächsten Sonntag ging ich zu ihm in die Kirche. Es war nicht mein stilles Gotteshaus wie zu Hause, wo der große Taufengel, das silberne Becken in der Hand, in welches das Wasser gegossen wird für die kleinen Täuflinge, von der Decke herab hing, und über dem Hochaltar das herrliche

Bild von der Auferstehung Christi mich sonntäglich entzückt hatte. —

Es war eine hochgewölbte gothische Kirche, mit schönen Bogenfenstern voll bunter Glasmalerei. Zuerst fühlte ich mich fremd und bekümmert; als die Orgel ihr Präludium spielte, setzte ich mich. Wir haben zu Hause noch das gute alte Gesangbuch mit den kräftigen Kernliedern, ich konnte in dem neuen Gesangbuch hier das Lied nicht finden.

„Singen Sie mit mir aus meinem Buch,“ sagte freundlich meine Nachbarin. Sie schien ein altes Fräulein zu sein, hatte ein sehr gutes Gesicht und eine große, spitze Nase. — Die Orgel klang herrlich, so voll, so kräftig hatte ich noch keine Orgel gehört. Dann trat der Prediger auf die Kanzel. Ich hatte alle Einsamkeit, hatte alles Andere um mich her vergessen, so warm, so vertraut sprach er zu meinem Herzen.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen,“ das war der Text seiner Predigt.

Wunderbar, es schien mir, als hätte er ihn für mich recht eigentlich ausgewählt, als wüßte er, wie es in meinem Herzen stände.

Ja, sie soll mir zum Besten dienen, die neue Heimath! — Auch in ihr, lieber Gott, laß mich Freuden finden, und Schätze für mein Herz, unvergängliche. Und dieses widerspenstige, unruhige Herz soll täglich freudiger, zufriedener schlagen.

Ich versäume seit jenem Sonntag keinen Gottesdienst. Ich habe meinen bestimmten Platz neben der Nachbarin, dem guten Fräulein. Sie wohnt fast eine halbe Meile von der Kirche entfernt, das hindert sie aber nicht, sonntäglich zu kommen.

Einige Straßen gehen wir zusammen. Sie reicht mir jedes Mal die Hand beim Lebewohl.

Mit dem Vater besuche ich wöchentlich einmal das Museum. Wir laufen nicht durch das Gebäude, wie es so viele thun. Wir bleiben in einem Saal, sehen uns wenig Bilder gründlich an, der Vater erklärt mir den Unterschied der verschiedenen Malerschulen, der italienischen, niederländischen, spanischen. Eine Madonna von Murillo spricht mich am meisten an. Mehr noch, als die Raphaelischen Madonnen. Es ist herrlich, das Alles kennen zu lernen. —

Im neuen Museum, im Treppenhause, sind die Wände mit den herrlichsten Frescobildern geziert. Das sind Gestalten! — Wie grauer Nebel steigen die Geister der alten Hunnen aus dem Schlachtfelde auf — Attila schwingt seine Geißel. Auf einem andern Wandgemälde, der Blüthe Griechenlands, schweben die Götter über einem Regenbogen, und der alte Vater Homer schaut zu ihnen empor. Das letzte Bild, „die Reformation“ ist noch unvollendet. Der Maler Kaulbach saß davor; er malte. —

Ich sah ihn lange an. Es ist schön, einen berühmten Mann zu sehen.

Alle diese Genüsse bietet nur die große Stadt, sagt der Papa. Sie veredeln den Sinn. — Ich glaube es, daß er Recht hat.

Den 25ten Juni. Neulich am Lehstuhl der kranken Marie traf ich meinen verehrten Herrn Prediger. Ich wollte mich sogleich ehrerbietig entfernen, er faßte meine Hand. „Kommen Sie gern zu mir in die Kirche?“ fragte er mich.

„O sehr, sehr gerne,“ stotterte ich, „aber kennen Sie mich, lieber Herr Prediger?“

„Ich sollte Sie nicht kennen, liebes Kind,“ sagte er freundlich. „Sie sitzen ja sonntäglich an demselben Platz; ich gewinne meine Zuhörer lieb und trete gern mit ihnen in nähere Verbindung. Dem Hirten muß seine Heerde nicht fremd sein,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ich habe nicht geglaubt, daß dies möglich sei in der großen Stadt!“ rief ich lebhaft.

„Schwerer ist es auch und mühevoller, als in der kleinen, die große Stadt hat manches Dunkle und Betrüübende für uns Seelsorger. Aber wenn wir nur nicht ermüden im Suchen, so finden wir im Dunkel die lichten Stellen, und sei es auch, wie hier, am Krankenbett.“

Dabei ruhte sein Blick voll unaussprechlicher Liebe auf dem Antlitz seiner kranken Schülerin und ein heller Sonnenstrahl fiel, als hätte der Himmel so eben seine Worte vernommen, durch das Fenster goldig über sie hin. —

„Durch Nacht zum Licht!“ hat der Papa zu mir gesagt, derselbe Sinn lag in des Herrn Predigers Worten. Ja wohl, sie haben beide recht, auch in der großen Stadt findet das Herz seine Freuden! —

Den 30sten Juni. Abends besuchen den Papa zuweilen alte Universitätsfreunde. Ich bereite den Thee und sitze mit meiner Handarbeit still am Nebentisch. — Es macht mir gar zu viel Freude, ihnen zuzuhören. — Der Baurath G. erzählte von seinen Reisen in den Orient. Von dem Kameel,

dem Schiff der Wüste, das ihn geführt, von den Pyramiden und Katakomben und ihren dunklen labyrinthischen Gängen. Der Professor R. hat den Vesuv bestiegen. — Es war mir, als senke ich mich mit ihm fußtief hinein in die heiße Lavaasche, hörte das Donnern des Kraters, so lebhaft schilderte er. Und dann erzählte er von dem schönen Neapel, nannte es die Braut des Meeres; ich sah es im Geist vor mir liegen zwischen den Orangenbäumen und Oleanderbüschen. Zu Hause kam der Herr Landrath freilich auch zum Papa, aber der hatte nur seinen Roggen in Gedanken und ob der Raps gerathen sei, und wie hoch die Preise auf dem Wollmarkt gewesen. Der alte Superintendent hatte die Freiheitskriege mitgemacht. Den Gang über die Beresina und den Brand von Moskau wußte ich schon halb auswendig. Sie waren Beide so gut, der Papa hatte sie lieb, ich auch — und doch hörte ich den Papa so oft seufzen: „ich verschmachte hier vor geistiger Armuth!“ —

Damals verstand ich's nicht. Jetzt kann ich es begreifen.

Den 5ten Juli. Welch ein Glück für mich! Heut gibt mir der Papa einen Brief. Meines lieben Predigers D. älteste Tochter schreibt an mich sehr freundlich, ob ich an ihren Nähstunden Theil nehmen will? Sie nähren für arme Kinder in der Gemeinde.

Nun habe ich zwei Nachmittage die kleinen Schuhmachers, denen ich beim Stricken die Spekterschen Fabeln lehre, zwei Mal soll ich in die Nähstunden, einen Vormittag geht der Papa mit mir in das Museum, Sonnabends mache ich mit

ihm und der Tante einen Spaziergang, Sonntags gehe ich in die Kirche. — Beinahe wie zu Hause, da war auch ein jeder Tag besetzt.

Nur noch der Garten fehlt. Aber wer kann auch alles Gute haben. —

Den 10ten Juli. Auch der Garten ist gefunden. O, ich bin ein glückliches Mädchen! Als ich etwas verlegen in die erste Nähstunde ging, glaubte ich viele Treppen steigen zu müssen, ehe ich zum Herrn Prediger gelangte, wie das hier bei den meisten Wohnungen der Fall ist, und was mir so schwer wird, weil ich es nicht gewohnt bin. Aber schon im Hausflur empfing mich Clementine, die älteste Tochter. „Wir nähen im Garten,“ sagte sie. Bald saß ich mit vielen Mädchen in einer großen schattigen Weinlaube, Rosen und Nelken dufteten. Wir nähten, plauderten und lachten und waren sogleich bekannt mit einander, als hätten wir uns lange gesehen. Die Tüchchen und Hemden, die wir fertigten, gaben uns fröhlichen Stoff zum Scherz, zu mancherlei Neckereien, wenn es der Einen oder der Anderen nicht so geschickt und schnell von der Hand ging. Frau Prediger kam auch und schnitt zu, und wer begleitete sie? — Das freundliche alte Fräulein aus der Kirche. Es ist ihre Jugendfreundin. Beide Damen sind, wie ich, Kleinstädterinnen. Wir wußten viel zu erzählen von dem behaglichen Leben, dem traulichen Verkehr der kleinen Stadt. Aber die Mädchen wollten davon nichts wissen. „Hier ist's ebenso schön und noch schöner!“ riefen sie, — „und glücklich kann man sein hier so gut wie dort.“ „Gewiß,“ sagte ich, und mein Herz bestätigte, was die Lippen sprachen.

Dann kam der Prediger, las uns ein schönes Lied von Spitta vor, und das war die erste Nähstunde.

Den 1sten August. Nun ist der Pfarrgarten mein liebster Aufenthalt; husch — in zehn Minuten bin ich dort. — Der Papa hat die Freundschaft mit dem Prediger erneut, sie haben sich als Studenten auf einer Harzreise kennen gelernt, die Tante verkehrt mit der Predigerin, Clementine ist bereits meine herzliche Freundin.

Ein Beet im Garten gehört mir. Da kann ich wieder Blumen pflanzen und begießen; nächsten Sommer erhalte ich noch ein zweites und will darauf wieder Salat und Radischen säen, wie ich's zu Hause that.

Den 2ten September. Heute ist die fromme Marie gestorben, sanft und still, wie ihr Leben war.

Ihr Vater rief mich in der Frühe an das Sterbelager; es war derselbe Stuhl unter der Epheulaube, auf dem sie in ihrer langen Krankheit so geduldig gesessen. Heut ruhte sie in unbeschreiblich rührender Stellung darauf. Sie reichte mir die Hand, sie dankte mir für alle Liebe; habe ich das wohl verdient? — Dann kam der Prediger und betete mit ihr. Wir Alle knieten, die kleinen Mädchen schluchzten laut, Hans legte seinen Lockenkopf auf die Knie der sterbenden Schwester! — —

Den 7ten September. Gestern ist Marie begraben worden. Ich glaubte, hier in der großen Stadt wäre ein Begräbniß nicht feierlich. Wenn ich den schwarzen Leichwagen durch die Stadt fahren sah, mit dem langen Gefolge von Trauerkutschern, wenn so viel gleichgültig beschäftigte Men-

schen daran vorbeiliefen und in die Wagen hineinguckten, dann wurde mir immer ganz weh um's Herz. Nun aber weiß ich, daß man auch hier Jemand, den man lieb hat, bestatten kann auf ernste, feierliche Weise.

Wir gingen zu Fuß zum Kirchhof, Clementine und ich hatten Kränze gewunden, der Garten gab seine schönsten Aestern dazu her. Der Prediger fuhr mit Mariens braven Eltern, der Papa kam auch hinaus, wir haben ja die guten Leute lieb, und ihre Geduld und Sanftmuth ist uns Allen ein Beispiel gewesen.

Auf dem Kirchhof war es still, die Sonne blitzte auf den vergoldeten Kreuzen, die schönen Worte unseres theuren Herrn Predigers trafen unsere Herzen, trösteten die armen Eltern, bestärkten auch mich im Glauben und Vertrauen zu Ihm, unserem Herrn, der dieses arme, franke Mädchen so froh und glaubensfelig sterben ließ, der unser Aller Leben immer mehr hinkenken möge zum Frieden in Ihm, zur dankbaren Genügsamkeit.

Nachmittags im Garten nähten wir für Mariens kleine Schwestern schwarze Kleider. Das Zeug dazu haben wir von dem Geld in unseren Sparbüchsen gekauft. —

„O wie glücklich bin ich jetzt!“ rief ich unwillkürlich aus, und wie schäme ich mich meiner früheren Unzufriedenheit.

„Du hast sie schnell überwunden, theures Kind,“ sagte der Papa liebevoll, der eben zu uns in die Laube trat. „Jetzt hast du es in Wahrheit erfahren, daß nicht der Ort es ist, der uns beglückt oder betrübt, nicht die große oder kleine Stadt,

welche unsere Freuden bedingt. Es ist allein der zufriedene Sinn, mit dem wir umherschauen, um uns und in uns blicken.“

Wer gute Menschen sucht, der findet sie in der armen Stube des Schuhmachers, wie im lieben Predigerhause, in der Residenz, wie auf dem Lande.

Dem Herrn sei Dank dafür! —

Sechs Wochen in Haringdorf.

„Das ist der Swinemünder Leuchtturm auf der Moole — dort liegt das Städtchen vor uns, wir sind sogleich im Hafen,“ sagte ein stattlicher Herr, welcher auf dem Verdeck eines Dampfschiffes stand, zu einer neben ihm stehenden Dame. Diese wandte sich um: „Schnell, liebe Susanne, gib die Reisetasche herüber, der Papa verkündet das nahe Landen.“

Ein frisches Mädchengesicht blickte neugierig unter dem braunen Strohhut hervor auf das vor ihnen liegende Ufer, an welchem sich die reinlichen, weißübertünchten Häuser sauber erheben, ordnete dann, dem Befehl der Mama gehorsam, das Reisegepäck und stellte sich neben dieselbe.

Das Schiff brauste heran, die Dampf Wolke des großen eisernen Schornsteins stieg in die klare Luft und zog einen langen grauen Streifen in derselben. Schäumend spritzten die Schaumwellen der Swine durch das arbeitende Räderwerk. Schweigend, erwartungsvoll harrten die auf dem Verdeck dicht zusammengedrängten Passagiere auf den Moment der Landung. Jetzt! — rasselnd fliegt die dicke Ankerkette an das Ufer, zwei Matrosen werfen schnell die Uebergangsbrücke vom Schiff an das Land, auf der nun ein Jeder eilig hinüberzukommen sucht

zu den Wagen, welche für Weiterreisende in Bereitschaft stehen, zu den Packträgern, die auf Beschäftigung warten, ehe das Karren der Koffer und Tragen des andern Ballasts, den das Schiff birgt, den Uebergang beschwerlich macht.

Susanne, die Reisetasche am Arm, folgt den Eltern; plötzlich besinnt sie sich, sie scheint etwas vergessen zu haben, will umkehren, da sagt eine wohlthunende Stimme an ihrer Seite:

„Ihr Rosenstrauß, mein Fräulein, Sie ließen ihn in der Kajüte liegen.“ —

„Ich danke Ihnen sehr,“ ruft Susanne erfreut, und erröthet bis auf die Stirn, als sie die Rosen empfängt, welche ein junger Mann, den sie bereits auf der Ueberfahrt am Bord des Schiffes stehen sah, ihr entgegenreicht. —

„Wo bleibst du, Suschen?“ fragt die Mama.

„Ich hatte meinen Rosenstrauß, den der Onkel in Stettin mir schenkte, verloren. Der junge Maler, welcher mit uns gereist, brachte ihn mir so eben.“ —

„Woher weißt du es, daß er ein Maler ist?“

„Mama, er trägt ein Barett und hatte eine Mappe neben sich liegen.“

„So, so, du studirtest wohl die Mitreisenden recht genau?“ lächelt die Mama.

„Ein köstlicher Waldweg das,“ sagte der Professor N. eine Stunde später zu seiner Gemahlin. Sie fuhren in einem ländlichen Einspänner durch die breiten, gutgepfasterten Straßen

des kleinen Badeorts, und hatten jetzt den Wald erreicht, der sich an das Städtchen schließt und hinter den Dünen meilenweit entlang zieht.

Wir erkennen den älteren Herrn, dessen Bekanntschaft wir bereits auf dem Schiffe gemacht haben. Weiter blickt auch seine Gattin empor. Herrliche Baumkronen wölben sich über ihnen, Eichen und mächtige Buchen schlingen ihre Zweige in einander, zwischen denen der Himmel blau und licht hereinschaut.

„Herrlich, herrlich!“ ruft die Professorin tief aufathmend, „und wie kräftig die frische Seeluft herüber weht!“

Susanne aber, die auf dem Rücksitz ungeduldig das Köpfchen dreht, sagt fast unmutig:

„Aber das Meer, Papa, wo bleibt das Meer? Solch einen Wald habe ich schon oft gesehen.“ —

„Einen so schönen wohl schwerlich, liebes Suschen.“

„Aber warum fährt Ihr nicht am Strande?“ fragt der Professor den rothbackigen Kutscher.

„Es hat lange nicht geregnet, mein Herr, da ist der Dünen sand zu tief, der Weg zu beschwerlich für mein Pferd.“

„Meine Susse muß sich gedulden,“ meint die Mama. Susse thut es, freut sich nun mit den Eltern über den tief und tiefer werdenden Waldbeschatten, über die Erdbeeren und Blaubeerbüschel am Wege und meint, in so großer Menge habe sie sie noch niemals gesehen.

Jetzt blicken die ersten einzeln stehenden Häuser des lieblichen Hüringsdorfes durch den Wald. Einfache Landhäuser,

einstöckig, sauber abgeputzt. In den Vorgärtchen sind Lauben angelegt, überall blühen die Rosenbäumchen.

Jetzt biegt der Wagen rechts ab in die hügelige Hauptstraße des Dorfes. Da erheben sich schöne stattliche Villen mit Freitreppen und Balkonen. Reiche und vornehme Badegäste ließen sie sich erbauen. Weil die Hügelkette und der Wald sich mitten hindurch ziehen, liegen die Häuser gar maulerisch zerstreut, dieses auf der Anhöhe, jenes im Grunde. Bequeme Gasthäuser hat die nimmer rastende Industrie bereits angelegt. Auf ihren flachen Dächern flagt die preussische Fahne. Dort hoch oben aber da liegt die zierliche Kirche mitten im Buchenhain, dessen vielfach verschlungenes Gezweig ihre natürlich gothische Vorhalle bildet.

Der Wagen des Professor K. hält vor einem bescheidenen Häuschen mit grünen Fensterläden. Der Professor kennt die Leute, bei denen er während der Badezeit sich einquartiert hat. Er wohnte vor vier Jahren schon einmal bei ihnen. Damals war Susanna noch ein Kind und blieb zu Hause. Nun war sie eingegnet, und diese Reise war die erste mit den Eltern. Welch ein Glück! — Susanna hatte die Zeit kaum erwarten können.

„Da sind wir, meine liebe Frau Koch,“ ruft die Professorin.

Frau Koch macht einen tiefen Knix und wischt mit der blauen Schürze die Schweißtropfen von der Stirn, denn sie hat am Feuerherd gestanden.

„Guten Abend, guten Abend liebe Frau Professor. Eine,

bringe geschwind einen Stuhl, daß die Herrschaften bequemer vom Wagen steigen.“

Eine bringt den Stuhl, sperrt den Mund auf und gafft die Reisenden ziemlich neugierig an.

Frau Koch hat mehr Lebensart.

„Ach, Herr Professor!“ ruft sie, „und so wohl, so unverändert. Und das ist wohl das liebe Töchterchen? Na, dem sieht man die Großstädterin nicht an, das ist ein Gesichtchen wie eine Rosenknospe.“

Susanne bietet fröhlich lächelnd der guten Frau die Hand und erröthet über das Kompliment.

Nun geht es rüstig an das Abpacken und Einkramen.

Die Zimmer sind klein, aber sehr reinlich. Die weiß angestrichenen Wände riechen noch etwas frisch. Der Professor öffnet die Fenster.

„Es braust! Hörst du wohl, Susanna? Das ist das Meer!“

„Gehen wir jetzt gleich an den Strand, lieber Papa?“

„Erst wird Alles geordnet, mein Kind,“ gebietet die Mutter.

„Mama, hier in dem Esschrank riecht es gerade ebenso, wie es bei uns riecht in der Speisekammer.“

„Närrisches Mädchen, das kommt daher, weil ich so eben den Kaffee und den Thee in die Büchsen geschüttet habe. Nicht der Schrank ist es, der den wohlbekannten Geruch hat, sondern die Ingredienzien, welche wohl überall so ziemlich gleich riechen.“

Ueber den runden Tisch ist eine rothleimene Decke gebreitet,

ein Blumenstrauß in einer blauen Glasvase steht darauf. Die Thüren sind mit Eichenlaubgewinden bekränzt.

„Nun sind wir ganz fertig,“ jubelt Susanna. „Nun geht es an das Meer. O wie ich mich freue!“ —

Der Professor führt seine Frau. Susanna will vorauseilen. „Nicht so, mein Kind, bleibe bei uns, ich will dir in's Gesicht schauen, wenn dein Blick zum erstenmal auf der Meeresfläche weilt. — Selbst der Arm deiner Mutter zittert in dem meinigen vor Erwartung.“

„Es geht mir kein Anblick in der Natur über das Meer,“ sagt die Mama.

Sie haben jetzt den Kulm erreicht. Der Weg da hinauf windet sich zwischen dichtem Gebüsch und freundlichen Gartenanlagen, welche die Umgebung mancher lieblichen Villa bilden.

Susanne darf nicht rechts hinüberblicken, wo das Meer schon hindurchschimmert durch das lichter werdende Gesträuch, der Papa hat es verboten.

„Jetzt sind wir auf der Höhe, nun schlage die Augen auf.“ —

Susanne thut es. Ein staunendes: „Ach Gott, wie herrlich!“ tönt von ihren Lippen. — Des Papa's Blick weidet sich an ihrem Entzücken.

Die Mama hat unwillkürlich die Hände gefaltet, und wie ihre großen, ernsten Augen hinausblicken auf die blaue, duftige Wasserfläche, da rollen Thränen der Freude und Andacht über ihre Wangen.

Vor ihnen liegt es jetzt in seiner unennbaren Schönheit, in seinem großartig tiefen Ernst, das erhabene Meer, ein Bild
nach der Arbeit.

der Allmacht, der Unendlichkeit unseres Herrn. Dort am Horizont, wo der Himmel scheinbar hineinsinkt in das Wasser und sein liches Blau verschwimmt mit der Meeresbläue, ziehen wie Schwäne ferne, weiße Segel ihre Bahn. Hier am Ufer überstürzen sich die Wellen, zerrinnen in tausendfach sich kräuselndem Schaumgelock, tragen perlweiße Schaumkronen auf ihren Häuptern, und die Sonne wirft blinkende Funken, das Abendroth purpurne Rosen hinein. —

Wie sorglos vertraut sich das schaukelnde kleine Fischerboot dir an, gewaltiges Meer — du überdeckst mit tiefblauen Schleiern den furchtbaren Abgrund, den du in dir birgst. Aber dann zieht der Sturm heran und wühlt in deiner Tiefe, dann steigt es herauf bleigrau, unheimlich düster, dann wüthet die Leidenschaft des entfesselten Elementes, und gierig, wie ein blutdürstiges Ungeheuer, packst du deine Beute! —

„Ich kann es nicht glauben,“ sagte die Professorin, „daß man von dem Anblick der Berge so ergriffen, so tief gerührt werden kann.“

„Zwischen den Gletschern auf dem St. Gotthard, am Rosenlauri und auf der Grimsel ist's auch herrlich, liebe Luise,“ meinte der Professor.

Wie reich ist die Natur in ihrer Schönheit, wie verschiedenen in ihrer Gestaltung. Wunderbar tritt uns überall in seiner Schöpfung der Schöpfer entgegen, den wir anstaunen müssen in seinen Werken, dem wir danken sollen, wenn er uns Augen und Verständniß gegeben hat, die Schönheiten und Erhabenheiten zu finden, welche er austreute nicht bloß in der großartigen, auch in der einfachsten Umgebung. Ein wogendes

Saatfeld, über dem die Lerchen jubeln, ein zartes Farrenkraut am Fuß der knorrigen Eiche, eine Rose soeben entfaltet, voll Duft und Farbengluth, wie schön sind sie, wie bewundern wir auch in dem Kleinen unsern Herrn, der unsere Erde reich und herrlich geschmückt hat.

„Wer das Meer doch malen könnte!“ rief Susanna nach langem Stillschweigen.

„Ja, wer es so schön malen könnte!“ sagte plötzlich eine ihr wohlbekannte Stimme neben ihr, und der junge Mann, der ihr auf dem Dampfschiff die vergessenen Rosen gebracht hatte und so eben aus dem Gebüsch trat, verneigte sich ehrerbietig grüßend vor den Eltern und ihr. —

„Sind Sie Maler?“ fragte der Professor und deutete auf das Zeichenbuch in seiner Hand.

„Ja wohl; ich will am Strande auf einige Wochen meine Studien machen. Aber es ist nicht leicht, die Natur frisch und duftig auf meine Leinwand zu übertragen. Sehen Sie jetzt einmal jenen violetten Duft, der so zauberhaft zwischen den Wellen schwebt.“

„Das sind Veilchenkränze, womit die Nixen ihr grünes Haar schmücken,“ sagte Susanna. —

„Hüte dich vor den Nixen,“ lächelte warnend die Mutter.

Der Professor lud den jungen Künstler ein, sie zu begleiten. Er öffnete auf Susannens Bitte seine Mappe, sie zeichnete auch ein wenig und interessirte sich lebhaft für das Malen. Der Fremde zeigte ihnen sehr anmuthige Skizzen, man erkannte sogleich die Meisterhand.

Der Papa gerieth mit ihm in ein eifriges Gespräch über

die schönsten Gemälde der letzten Kunstausstellung, man wandelte noch lange am Strande, man versprach sich morgen wieder zu treffen.

Dann stieg der Mond langsam empor über der dunklen Wassermasse, die jetzt farblos und bleigrau vor ihnen ruhte.

Endlich trennte man sich, höchst befriedigt durch den ersten Abend in Häringsdorf. —

Einige Tage später, als Susanne mit der Mama vom Baden heimgekehrt ist und sich ihr Kleid plättet, klopft es leise an die Thür. „Herein!“ — Da steht ein Landmädchen, der buntblumige Rock ist kurz und läßt die Füße sehen, die in großen, ungeschickten Holzpantoffeln stecken. Eine brauntuchene Jacke ist vorn zugeknöpft, das Kopftuch ist ziemlich tief in's Gesicht gedrückt, eine dunkelblonde Locke quillt verrätherisch daraus hervor. Das Mädchen hält einen irdenen Krug köstlicher Erdbeeren in der Hand, hat aber das Gesicht abgewendet.

Susanne tritt einen Schritt zurück, die Erscheinung ist ihr befremdend, das ist kein Häringsdorfer Kind.

„Willst du die Erdbeeren verkaufen?“

„Ja, gnädiges Fräulein, der ganze Topf kostet nur vier Groschen,“ antwortet eine verstellte und dennoch wohl zu erkennende Stimme.

„Räthe!“ ruft Susanne wie außer sich.

Der Topf fliegt an die Erde, sein duftender Inhalt rollt über den Fußboden, und in den Armen liegen sich die beiden

jubelnden Mädchen. Das ist ein Lärm, der Papa eilt von der Laube herein.

„Was gibt es, was ist geschehen? Susanne in den Armen der Bäurin?“ —

Diese aber reißt das Kopftuch herunter. Eine köstliche Lockenfülle fällt über den Nacken und ein schelmisches Augenpaar blickt muthwillig zu ihm auf.

„Katharine G., wie kommen Sie hierher?“ sagt der Professor in etwas gedehntem Ton.

„Es wurde erst vorgestern beschlossen, daß wir reisen,“ erklärt Katharine. „Die Tante kränkelt, der Doctor verordnete das Seebad. Wir wollten nach Misdray, fanden aber dort keine passende Wohnung, so wurde denn mein Wunsch erfüllt, wir gingen nach Häringsdorf.“

„Heute früh kamen wir an. Ich mußte Susanne überraschen, das hatte ich mir unterwegs ausgedacht. Vor acht Tagen haben wir schmerzlichen Abschied genommen auf eine lange Trennung, nun sind wir wieder beisammen. Das ist ein Glück.“

Hand in Hand gingen die beiden Mädchen in den Garten.

„Es ist mir nicht lieb,“ sagte der Professor zu seiner Frau, „daß Katharine hier ist. Du weißt es, wir fürchten Beide den Einfluß dieser Freundschaft auf unser Kind. Räthens Schönheit, ihre strahlende Lebhaftigkeit entzückt Susanne, aber ein tieferes Fühlen, jene edle, stille Weiblichkeit, welche die Hauptzierde eines jungen Mädchens ist, fehlt ihr. In der großen Stadt, wo Beide beschäftigt sind, sehen sie sich seltener.“

Hier wird dies täglich geschehen; das ist mir bedenklich für Suschen."

"Ich glaube nicht," meinte die Professorin, "daß unsere Susanne jemals Käthens Untugenden annehmen wird. Susanne ist schon viel zu bestimmt in ihrem Charakter. Käthe hat für mich einen der größten Fehler, welchen ein junges Mädchen besitzen kann, sie ist unordentlich. — Betrachte ihre Kleidung, sie ist gewählt, aber nicht sauber, schön, aber ohne den Schmuck der Einfachheit, der so köstlich steht. Ich habe mit Susannen dies vielfach besprochen, sie hat die Freundin ermahnt, aber es hilft nur auf kurze Zeit. — Unser Suschen wird niemals unordentlich werden durch Katharinens Beispiel. Auch gefallsüchtig nicht, glaube mir das, lieber Fritz!" —

Katharine G. hatte ihre Eltern früh verloren. Eine für ihre Fehler leider sehr nachsichtige Tante erzog sie. Sie bildete ihre schöne Stimme für den Gesang aus, sie spielte herrlich Fortepiano. Es fehlte ihrem Antlitz weder der Zauber der Schönheit, noch ihrem Benehmen die Anmuth, aber diese Eigenschaften wurden zurückgedrängt durch eine feste Sicherheit, welche, auch ohne daß es in Worten gesagt wird, ausspricht, „ich weiß es, daß ich gefalle“.

Susanne und Katharine hatten sich zuerst im St. schen Gesangsinstitut gesehen, dessen Vorsteherin eine Jugendfreundin von Katharinens Tante war; beide Mädchen schlossen schnell eine Freundschaft, wie sie in diesen Jahren so oft geknüpft

wird, wo sich die Herzen so leicht finden, so bald ihre kleinen und großen Geheimnisse mit einander theilen.

Susanne war jünger, als Katharine. Sie war nicht hübsch, aber das zierlich geordnete Haar, welches sich in glänzenden Flechten um den Kopf legte, die sittig bescheidene Haltung, welche sich in ihrem Gang, in ihren Mienen offenbarte, gaben ihr etwas zart Jungfräuliches. Sie besaß jenen Zauber der Anmuth, der, wenn er über einem jungen Mädchen ausgegossen ist, viel mehr den ruhigen Beobachter entzückt, als die blendende Schönheit.

Anmuth der Seele, das ist die Hauptzierde der Jungfrau. Schönheit kann sie sich nicht geben, sie ist ein seltenes Gottesgeschenk, die Seelenanmuth aber entspringt aus einem kindlich reinen, frommen Gemüth, aus der inneren Harmonie, welche sich dann lieblich ausprägt auch auf den unschönen Formen und sie mit jungfräulichem Reiz übergießt.

Käthe trug ihr schönes Haar in Locken, es störte sie nicht, wenn es verwirrt um ihre Stirn hing. Sie hatte dunkelblane Augen, eine stattliche Figur. Susanne war klein und zart, und erröthete, wenn man sie ansah. Käthe erröthete auch, aber es war nicht die Röthe der Bescheidenheit, es war das freudige Erglühen des Triumphes, denn sie fühlte es, „ich bin schön!“ —

Ein milder Abend, wie sie am Strande nur selten sind, senkte sich auf das Meer. Auf der Düne gingen die Badegäste ab und auf. Man begrüßte sich, man plauderte mit einander, denn man hatte sich Morgens in der Badezeit kennen gelernt. Die Reichen und Vornehmen trugen glänzende Toi-

letten zur Schau, Andere bewunderten sie. Wie gibt es doch so viel Menschenkinder, denen die Geheimnisse der Natur verschlossen sind, deren Leben sich bewegt in einer Welt von äußerem Schein und erbärmlichen Eitelkeiten.

Die Blume am Waldwege in ihrem Farbenschmelz wird übersehen, aber die Feder am Hut der Nachbarin still beneidet; das rauschende Seidenkleid hindert, den köstlichen Weg am Strande zu gehen, denn dort ist es naß und die Schleppe verträgt den feuchten Boden nicht. Der frische Morgen in der Natur wird nicht begrüßt, denn der Anzug erfordert die ganze Zeit. O ihr armen Menschen, denen so Vieles verloren geht, und ihr glücklichen Töchter, über denen früh ein Mutterauge wacht, euch an Einfachheit mahnt und an anspruchlose Bedürfnisse gewöhnt!

Susanne trug ein weißes, einfaches Kleid und den braunen Strohhut. Katharine hatte sich im Wald einen Eichenkranz gewunden und in die Locken gedrückt. Es stand ihr sehr schön, aber es fiel auf und sie wurde angesehen.

„Mit wem sprichst dein Papa dort?“ fragte sie die neben ihr gehende Susanne.

„Es ist ein junger Maler, der Papa hat ihn hier erst kennen gelernt, findet aber großen Gefallen an ihm. Ernst Burger soll ein talentvoller Künstler sein.“

„Ein Maler, das ist ja interessant,“ meinte Käthe. „Wenn er mich doch malen wollte,“ dachte ihr eitles Herz fogleich, „ich müßte so mit dem Eichenkranz im Walde sitzend wie eine Dryade aussehen.“

Aber sie hütete sich wohl, vor der Freundin diesen Ge-

danken auszusprechen. Susanne hätte über sie gelacht, und das kränkte Katharine.

Burger stuzte, als die Mädchen herantraten.

Er begrüßte Susanne bekannt und richtete einen Blick der Bewunderung auf Katharine.

Als sie später auf der Verandah vor der Thür zusammen saßen, sang Käthe die „Lorelei“ von Heine. Das Meer brauste in der Ferne, ihre Stimme klang ungemein voll und schön.

Susanne sang auch ein einfaches Volkslied. Ihre Stimme zitterte. „Ich singe nicht gern, wenn ein Fremder es hört,“ sagt sie zu Burger.

Den nächsten Sonntag ward ein Spaziergang nach „Corswant“ unternommen. Man wandert eine halbe Meile durch den herrlich grünen Wald, unter dem der hügelige Pfad sich bald zwischen hohem Farrenkraut versteckt und bald von grünem, weichem Moos, wie mit einem Sammtteppich, bedeckt ist.

Burger, der in der Gesellschaft des Professors fast niemals fehlte, begleitete sie. Katharine und ihre Tante gingen auch mit.

„Corswant“ ist ein Försterhaus, das mitten im Waldesschatten an einem schönen, stillen See liegt.

Der Landsee bildet in seiner tiefen Ruhe einen wunderbaren Kontrast zu dem bewegten, ruhelosen Meer; dieses hat die kahlen, steinigen Ufer, hier wächst das Schilf und neigt sich im leisen Lufthauch; die stahlblaue Lybelle wiegt sich auf den schlanken Blüthendolden, die weiße Seerose ruht träumerisch auf dem stillen Wasser.

Burger ruderte, die beiden Mädchen saßen im Kahn. Susanne hielt die Hand in's Wasser und ließ es durch ihre Finger gleiten. Katharine warf eine Rose hinein. „Die muß ich haben,“ scherzte Burger und ruderte schneller. Die Rose schwamm vor ihnen her. Endlich erreichte er sie und steckte sie an seinen Hut. Katharine pflückte auch noch ein Bergglockenblume, sie gab es ihm; als sie landeten, bot er ihr seinen Arm, sie sprach mit ihm, lachte und scherzte durch einander. Susanne blieb am Ufer gedankenvoll stehen. Ihr Blick ruhte ungewöhnlich ernst auf den zitternden Wellchen.

Sie war nicht neidisch, nicht eifersüchtig auf die begünstigte Freundin, dazu hatte sie sie viel zu lieb. Aber sie fragte sich, warum wohl Burger Katharine bevorzugte? —

Weil sie schöner ist, als ich, und auch wohl klüger, dachte ihr bescheidener Sinn. — „Ich gönne ihr ja auch Alles,“ sagte sie leise vor sich hin, und dennoch entrang sich ein stiller Seufzer ihrer Brust.

Ernst Burger trieb seine Malerstudien mit Eifer und Fleiß. Er leistete bereits Treffliches, und sein letztes Bild, eine schöne Schweizerlandschaft, hatte sogar der König gekauft. Aber die Malerei war es nicht allein, auf welche er angewiesen. Seine Eltern, reiche Kaufleute, liebten den einzigen Sohn unausprechlich. Ihr Wunsch, ihn in der Nähe zu behalten, wurde erfüllt.

Ernst sollte in ihrem Wohnort den nächsten Herbst eine Stelle als Lehrer an der Kunstakademie antreten.

Schon seit längerer Zeit war in seinem Herzen der Wunsch lebendig geworden, den alternden Eltern recht bald

eine jugendliche Tochter in's Haus zu führen. Er kam nach Häringsdorf. — Schon auf dem Schiffe sprach ihn Susanne's Einfachheit an. Er lernte sie näher kennen.

Da erschien Katharine.

Sie wußte für seine Fragen stets eine schnelle, sichere Antwort, sie sang herrlich, sie war so schön. —

Ernst Burger war wie bezaubert. Er fragte nicht, hat sie die stillen, edlen Tugenden des Weibes, welche dauernd beglücken, ist sie fleißig, häuslich, ordentlich? Ich bin ja reich, dachte er, und wenn ihre zarten Hände ruhen, so kann ich ihr Leute halten, welche sie bedienen.

Burger war bereits so fest entschlossen in seinem Herzen, daß er auf die nächste Gelegenheit wartete, um Katharine einen Antrag zu machen. —

Wieder war es Sonntag, und die grellen Töne eines Triangels riefen die Dorfjugend herbei. Auf dem grünen Platz mitten im Dorfe hatten herumziehende Musikanten ein Caroussel errichtet. Rings umher war ein Zelt von grauer Leinwand gespannt, eine rothe Fahne wehte an der Spitze.

Mehrere Badegäste fanden sich ein. Man langweilte sich bereits und haschte nach etwas Neuem. Die Mütter widerstanden den Bitten der kleinen Mädchen nicht. Die Kinder wurden in die Schiffe gesetzt, muntere Knaben ritten auf den braunen Holzpferden. Alle lachten und jubelten über das ungewohnte Vergnügen.

Katharine saß an ihrem Fenster, sie hörte Musik. Was ist das? — Da muß ich dabei sein, dachte sie, und lief, ohne einen Hut aufzusetzen, über den Platz.

Man kannte sie. Ein junger Baron richtete die Vorgnette auf sie. Katharinens Citelkeit erwachte. Wie schön sehen die Kunstreiterinnen aus, sagte sie sich, wenn du hier auf dem Pferde ständest, du wärest ebenso schön.

Auf dem hölzernen Pferde? Ist das nicht lächerlich? Aber Katharine war noch zu jung, um das Komische der Situation reiflich zu überlegen, und die Gefallsucht benebelte ihre Sinne.

„Ich steige auf's Pferd,“ sagte sie lebhaft.

„Fräulein Katharine, Sie werden etwas so Unpassendes nicht thun,“ warnte der so eben hinzugetretene Bürger.

„Sie werden wie eine Amazone aussehen,“ schnarrte der junge Baron und reichte ihr die Hand zum Aufsteigen.

Das gab den Ausschlag.

Katharine stand mit einem schnellen Sprunge auf dem Rücken des Pferdes. Das Caroussel drehte sich zum Klange der Musik, erst langsam, dann schneller, jetzt in Windeseile.

Ihre Locken flogen um die weiße Stirn; sie hielt sich nicht, sie stand, die Arme ineinander geschlungen, und blickte wie eine Siegerin um sich her. Alles erstaunte! Katharine war wirklich wunderschön.

„Göttlich, göttlich!“ rief der Baron.

Bürger fühlte sich tief verletzt. Ist das zarte Weiblichkeit! rief es in seinem Herzen. Er wandte sich um, er wollte nach Hause gehen.

Da ertönt ein Ruf, ein Schrei! — Die Musik verstummt plötzlich mit einem grellen Mißlaut.

Um Gotteswillen — was ist das?

Katharine ist vom Pferde gestürzt.

Bürger eilt zu ihr zurück. —

Sie hat sich den Fuß verstaucht, bleich, mit Thränen im Auge sitzt sie im Graße, ihr Kleid ist zerrissen und vom Sande beschmutzt, das Haar verwirrt.

Man drängt sich um sie her, man bringt ihr Wasser und wohlriechende Essenzen.

Es berührt Bürger unangenehm, sie unter so viel Fremden zu sehen.

Ich will ihre Tante von dem Unfall benachrichtigen, denkt er und entfernt sich eilig.

Auf dem Hausflur findet er nur die Wirthin.

„Wo ist das Fräulein? —“

„Das alte Fräulein wollte in den Wald spazieren,“ sagt die Frau, „aber Fräulein Katharinens Stubenthür ist nur angelehnt. Vielleicht ist sie dort noch geblieben.“

Bürger öffnet zögernd die Thür, weil auf sein Klopfen keine Antwort gegeben wird.

Es ist Katharinens Zimmer. Aber kaum traut er seinen Augen, wie sieht es darin aus? Kann eine Jungfrau sich wohl fühlen in diesem Chaos? —

Auf dem Bette liegen die gestern getragenen Kleidungsstücke bunt durcheinander. Der Tisch zeigt die Ueberreste des Frühstücks. Brod, Butter, Fludern, nichts ist fortgeräumt,

dazwischen ist Heine's Buch der Lieder nachlässig hingeworfen. Die Waldblumen, welche Burger am vergangenen Abend für sie gepflückt, sind nicht in's Wasser gestellt worden, der verwelkte Strauß ist auf die Erde gefallen.

Alle Schubkasten der Kommode stehen halb offen und zeigen in ihrem Innern gleichfalls eine babylonische Verwirrung. —

Burger hat Katharinens Unfall, hat alles Andere vergessen, er starrt um sich her, auch nicht das Kleinste entgeht seinem forschenden Blick. Als er dann langsam, die Arme ineinander verschränkt, das Zimmer verläßt, sagt er vor sich hin:

„Das war eine Täuschung!“ —

Katharine ist indeß, auf den Arm des jungen Baron gestützt, dem Hause näher gekommen.

Burger verbeugt sich kalt; er schlägt einen Seitenweg ein zum Hause des Professor K.

Zwei kleine Mädchen sitzen auf der Verandah und zeichnen emsig. Er hört, daß Susanne zu dem einen sagt:

„Mache den Baumschlag etwas krauser, liebes Hännchen. Das sieht ja auf deinem Blatt aus, als hätten die Bäume lauter Spizen und Haken. Sieh aber, wie gerundet dort am Zweig ihre Blätter sind.“

„Es sind die Kinder des Schulmeisters,“ erklärt Susanne erröthend, als Burger sie begrüßt. „Sie zeichnen Beide so gern, ich mag nicht müßig sein, da habe ich sie unterrichtet. Nun aber legt eure Bücher zusammen. Nun wollen wir uns alle Drei verstecken vor dem Meister.“

Die Eltern kommen auch. Susanne setzt Milch und Erdbeeren auf den Tisch, breitet die blüthenweiße Serviette darunter. Burger fühlt sich so glücklich. Es ist ihm, als wäre er erwacht aus einem Traum.

Katharinens Unfall wird erwähnt.

Der Professor tadelt streng ihre Gefallsucht.

Susanne erröthet und sieht zu Burger hinüber.

Dieser verschweigt zwar seinen Eintritt in ihr Zimmer, sagt aber in strengem Ton:

„Sie haben recht, Herr Professor.“

Unglücklich ist der Mann, der sich von einer glänzenden Neußerlichkeit bestechen läßt und die edelsten Tugenden des Mädchens darüber vergißt.

Sechs Wochen in Häringsdorf sind vorüber. — Morgen ist der Wagen bestellt. Der Professor fährt mit den Seinen nach Swinemünde und von dort mit dem Dampfschiff in die Heimath. Frau Koch hilft beim Zuschnüren der Koffer und bringt noch ein Kistchen voll geräucherter Flundern zum Geschenk.

„Für den Herrn Professor zum Frühstück,“ sagt sie und macht einen tiefen Knix.

Susanne geht zum letztenmal allein in den Wald.

Da, auf den grünen Fußwegen, wo sie so oft gewandelt, will sie Abschied nehmen von dieser schönen Zeit, die sich mit süßen Erinnerungen in ihr Herz gesenkt.

Zu Hause! — ach, es ist dort auch schön, aber ganz anders. Die große Stadt, der Verkehr im Hause des Papa's, meine Gesang-, Musik- und Zeichenstunden; ach — und die Hemden für mich, die ich noch bis zum Winter nähen will, und die Arbeit zum Geburtstag der Mutter!

Habe ich denn mein Zuhause jetzt weniger lieb, als da ich es verließ? Mein Stübchen mit den Blumen und Bildern, mein Kanarienvögelchen?

Wie bin ich nur so anders geworden, so ganz anders in der kurzen Zeit? Ich freute mich damals, als ich die Tante in Friedrichsfelde besuchte, so kindisch auf die Rückkehr. Ich konnte die Zeit kaum erwarten, und jetzt ist's mir, als bliebe ich lieber hier.

Hier in Häringsdorf? Wenn es Herbst wird, die Blätter am Boden rascheln, der Wind durch die kahlen Zweige faust, das Meer aufwühlt; wenn die lustige Badegesellschaft fortzieht, wie die Zugvögel, und gar wenn der Winter kommt und der Schnee fußhoch liegt zwischen den Bergen!

Aber — wenn Burger dann auch alle Abend zu uns käme, wie jetzt — dann bliebe ich dennoch gern hier, auch im Winter. —

Susanne hatte es indeß nicht nöthig, Burgers wegen in Häringsdorf zu bleiben. — Er verließ bald nach ihr den Strand, besuchte auch in der Heimath des Papa's Wohnung, und noch ehe die Blätter fielen, war Susanne seine glückliche Braut.

Katharine hatte eine ernste Lehre erhalten. Burgers Aufmerksamkeit für sie war ihr nicht entgangen. Sie glaubte

bereits sicher an eine Verbindung mit ihm, sah sich im Geiste schon als seine Frau, mit schönen Kleidern geschmückt, in einer prächtigen Wohnung.

Da kam der verhängnißvolle Tag, des jungen Barons verlockender Beifall.

Katharine that den ersten Schritt, Burger zu mißfallen. Da sie an ihrem Fuß mehrere Tage schmerzlich litt und nicht aufstehen konnte, befremdete es sie sehr, daß Burger sich gar nicht nach ihr erkundigte. — Als sie wieder hinausging, begrüßte er sie höflich, aber kalt, und Katharine fühlte schmerzlich die unüberwindliche Schranke, welche so plötzlich zwischen sie getreten war. Erst später erfuhr sie zufällig durch die Wirthin, daß Burger in ihrem Zimmer gewesen war und sah nun wohl, daß ein Blick in ihre Unordnung seinen Sinn geändert hatte. —

Wir wollen es zu Katharinens Lobe noch erwähnen, daß diese schmerzliche Erfahrung, welche ihre schönen Träume vernichtete, wesentlich dazu beitrug, sie zu bessern, daß sie ihre Eitelkeit unterdrückte, ihre Unordnung sich verminderte. Aber es gelang ihr dies erst nach noch vielen anderen schmerzlichen Kämpfen und Demüthigungen.



Der Ring der Mutter.

„Salte deine Hand dorthin, liebe Mutter, dort in den Schatten, wo nicht das Mondlicht so hell darauf fällt,“ rief Gertrud lebhaft. „So — nun sieh einmal, wie der Stein in deinem Ringe blitzt! — wie ein Sternlein am dunklen Nachthimmel.“

„Ich kann mir deine liebe Hand ohne den Ring gar nicht denken,“ sagte die sanfte Hedwig und drückte einen innigen Kuß darauf. „Wie ich fünf Jahr alt war und das Scharlachfieber hatte, da war mir's in meinen Fieberträumen immer gar zu schön, wenn du die Hand auf mein Bett legtest. Die Kobolde und alten Frauengesichter, zu denen sich die bunten Figuren unserer Tapete für mich gestalteten, flogen dann fort, und ich malte mir aus, dein Mittelfinger mit dem schönen Ringe, der sei der König und meine zehn kleinen, lustigen Finger seine Diener.“

„Du hast dich damals gewiß gewundert, wenn die geschäftigen Dingerchen um deine so ruhig auf der weißen Bettdecke liegende Hand herumkrabbelten und dann stiller wurden, zuletzt ganz still, denn sie gehörten nur noch einem schlafenden kleinen

Mädchen, das die liebe Mutterhand beruhigt hatte nach heißer Fiebergluth.“

Die Mutter lächelte. „Wenn das Mutterauge wacht, läßt sich's auch gar süß schlummern, liebste Hedwig,“ sagte sie freundlich; „aber was den Ring betrifft, da hast du wohl Recht, wenn du dir meine Hand nicht vorstellen kannst ohne denselben.“

„Ich habe ihn seit meiner Jugend getragen, bis auf eine Zeit — eine traurige Zeit meines Lebens — da trug ich ihn nicht, da war er mir verloren.“

„Erzähle, o erzähle uns!“ bat Gertrud. „Der Vater kommt erst spät nach Hause. Bis Schönbeck ist's ja eine Meile, und der kranke Gutsherr läßt ihn so bald nicht fort.“

„Es ist so köstlich in der Dämmerstunde, wenn du uns etwas erzählst,“ flehte Hedwig.

Die Mutter sah durch die dicht verschlungenen Ranken des Weinlaubs empor zum Himmel, der traut in die stille Laube blickte. Hell vom Mondlicht umflossen lag der Garten um sie her, nur das geheimnißvolle Flüstern des Sommerabends regte sich dort in den Blütenbäumen. Sie blickte dann in die hellen verlangenden Augen ihrer Töchter und sagte weich:

„Ihr seid Beide jetzt verständig genug, um einen Lebensabschnitt aus der Vergangenheit eurer Mutter aufzufassen. Ich will ihn euch erzählen.“

Gertrud rückte näher heran, Hedwig legte innig den Arm um den Hals der Mutter.

Diese begann:

„Ihr müßt zuerst manches euch schon Bekannte hören.“

Es hängt mit der Entwicklung meiner Erzählung nothwendig zusammen. Laßt mich also in meine Kindheit zurückkehren.

„Ihr habt die liebe Großmutter gekannt, als sie noch bei uns hier im Pfarrhause lebte, die verständige alte Frau mit den großen, klugen Augen, dem weißen, einfach gescheitelten Haar unter dem noch schneeweißeren Häubchen.

„Nun denkt sie euch einmal als junge, blühende Mutter, ein rosiges Kindchen auf dem Arm und den Großvater daneben, auch jung und kräftig, einen lustigen Burschen und zwei kleine Mägdlein noch um sie her, die an der Mutter Schürze zupfen, während der Kleinste mit dem Vater ‚Mumm mumm kief kief‘ spielt. Der Ältere, der Hans —“

„Ach, der liebe Onkel Johannes!“ fällt Gertrud ein.

„Ja, Gertrud, der damals kleine Onkel Hänschen mit dem blauen Kittel und dem weißen Schürzchen darüber, der schreit überlaut:

„Laß mich mitgehen, liebe Mama, laß mich mitgehen mit der Zette!“

„Mich auch, mich auch!“ ruft die dicke Grete und beißt herzhaft in ihr Butterbrod, weil sie glaubt, sein Anblick könne die Mutter veranlassen zu sagen: ‚Grete, du mußt erst aufessen, du kannst nicht mit.‘

„Da kommt die Zette auf der Mutter Ruf zur Stubenthür herein.

„Wohin gehst du, Zette?“ schreit es ihr aus drei hellen Kehlen entgegen.

„Ich? nirgends hin,“ sagt Zette erstaunt.

„Nimm uns mit zu ‚Nirgends‘, nimm uns mit zu

„Nirgends“, ruft da der kleine Paul, und schlingt seine runden Arme um die Füße seiner lieben Zette.

„Vater und Mutter lachen, die andern Kinder lachen auch über die Täuschung des kleinen Jungen, das aber verstehen sie nicht, daß der Vater sich zur Mutter wendet und lächelnd eine Stelle aus dem Homer citirt; welche wohl, liebe Hedwig?“

„Gewiß die Stelle, wo der Riese den Betrug des schlauen Odysseus entdeckt und jammernd ruft: ‚Niemand hab ich beherbergt, Niemand hat mir die Heerde geraubt!‘

„Richtig,“ fuhr die Mutter fort, „aber wir sind jetzt nicht in der dunklen Höhle bei dem armen, geblendeten Polyphem, sondern in der sonnenhellen Stube des zufriedenen Apotheker Heiden,“ und die Mutter, welche schon Thränen sich hineindrängen sieht in die weitaufgerissenen Augen des kleinen Paul, der das Gelächter der Anderen sehr übel zu nehmen scheint, sagt schnell:

„Ich habe dich gerufen, Zette, damit du zur Mühle gehen sollst, um Mehl zu holen. Das Wetter ist schön, die Kinder quälen sehr, daß sie dich begleiten wollen. Nimmst du sie gern mit?“

„Das war eine Frage. Zette huckte sich nieder auf die Erde und breitete beide Arme aus, in die sich der plötzlich überglückliche Paul nun taumelnd hineinstürzte, die Anderen liefen davon, kamen aber, sogleich wieder, Hans mit dem selbst aus Haselnußholz geschnittenen Spazierstock, Grete mit dem ziemlich verbogenen Strohhut und Clärchen —“

„Endlich, liebe Mutter!“ rief Gertrud. „Ich wollte

schon fragen, ob du nicht dabei warst, du hast noch kein Wörtchen von dir gesprochen.“

„Nun ja, Clärchen, eure Mutter, meine Kinder, zehn Jahr alt, also schon etwas schweigsamer und verständiger, wenn die Geschwister sich überschriegen, Clärchen mit dem grünen Binsenkörbchen, um Blumen darin zu sammeln, Feldblumen, denn das wißt ihr ja, die sind noch jetzt eurer Mama Herzensfreude.“

„So zog denn die lustige Schaar jubelnd aus dem Stadtthor, die Fette voran, den kleinen Rollwagen ziehend, in dem Paulchen Platz genommen, weil seine Füßchen ihn so schnell nicht tragen konnten, hinterher Hans, Grete und Clärchen. Allzuschnell geht es freilich nicht. Im Thorbogen, rechts in der Ecke, hängt eine große Keule, und darunter auf einer grauen steinernen Tafel steht geschrieben:

„Wer seinen Kindern gibt das Brod
Und leidet selber Hungersnoth,
Den schlage man mit dieser Keule todt.“

„Es ist eine Geschichte aus der Vorzeit des Städtchens von einem reichen, alten Mann, der seinem ungerathenen Sohn all seine Reichthümer gegeben und dann selbst hat betteln müssen, denn der Sohn hat Alles verpraßt. Der Papa hat davon den Kindern öfter erzählt, wenn sie vorbei gingen, heut aber will Hans sich wichtig machen und den Papa spielen. Er fängt an:

„Wißt ihr wohl, warum die große Keule hier hängt? Es war einmal ein alter, reicher Mann“

„Die Geschichte kennen wir schon sehr lange,“ schaltet Grete keck ein und Hans schweigt beleidigt.

„Am Brückenpfeiler sind viel Schwalbenester. Die Alten fliegen ab und zu und füttern die Jungen, tauchen mit den glatten, glänzenden Flügelspitzen hinein in's kühlige Wasser und schießen dann wieder empor zu dem Nestchen, aus dem die kleinen Gelschnäbel ihre noch unbefiederten Köpfschen stecken.“

„Das ist gar zu schön, selbst Paulchen jauchzt und klatscht in die Hände.“

„Nun sind sie auf der Wiese. Da tummelt sich's so fröhlich, gerade als ob man ein junges Füllen wäre, meint Hans, versucht es, zu wiehern und stopft sich Kleeblätter in den Mund.“

„Clara pflückt Blumen, sie kennt den Weg, wenn sie auch zurückbleibt, das schadet nichts.“

„Sie will der Mama das gefüllte Körbchen bringen, es soll recht zierlich sein. Die zackigen Blätter der Schafgarbe legt sie rings umher, dann rothe, süßduftende Kleeblüthen, die zarte Feldnelke, wilden Thymian und das kleine, hellblaue Augentrost, das die Mama so lieb hat.“

„Als sie in's Korn kommen, sucht sie noch rothen, glänzenden Moh'n, Korn- und Radeblumen, dabei ruft sie aber oft warnend den Geschwistern zu: ‚tretet nicht auf die Halmen‘, und nimmt sich selbst in Acht, denn der Vater leidet es nicht.“

„Jetzt sehen sie vor sich die Wassermühle dort im Wiesengrunde. Klipp klapp, ruft Paul, und Hans ahmt dem Gebell nach, welches des Müllers großer Hund anstimmt, der die Gäste wittert.“

„Diese schöne Mohnblume aber, die muß ich noch pflücken,“ denkt Clärchen und klimmt den Hügel hinan. Die ist röthler und voller als die anderen. Was ist denn aber das? ein Thautröpfchen liegt schon in der Blume? Die Sonne scheint ja noch! nein — das ist ein Steinchen, aber wie es blüht, ein Sandsteinchen ist das nicht.

„Jette, Hans, Grete, geschwind, geschwind! — o was ich gefunden habe! ein prächtiges Steinchen, seht nur, seht!“

„Da kommen sie Alle heran, drehen das kleine Steinchen um nach allen Seiten, das Clärchen aus dem Blumenkelch in ihre hohle Hand geschüttet hat, und wissen's sich nicht zu deuten, wie es hinein gekommen ist.

„Auch der Müller, dem man es zeigt, schüttelt den Kopf und sagt:

„Wenn das ein Brillant ist, dann glaube ich auch die Fabel, daß eine blinde Henne einmal einen Diamant gefunden hat.“

„Nun, eine blinde Henne bin ich doch grade auch nicht,“ jagt Clärchen etwas beleidigt und sieht den Herrn Müller so herausfordernd an, daß dieser sein Mützchen zieht und stotternd hervorbringt:

„Liebes Mamsellchen, so habe ich's ja nicht gemeint! Nichts für ungut, mein liebes Mamsellchen.“

„Das liebe Mamsellchen hat Clärchen vollständig versöhnt, denn sie ist in dem Alter, wo die kleinen Mädchen es schon gar zu gern hören. Sie reicht dem guten Mann ihre Hand zum Abschied, denn Jette hat das Mehl schon in den grauen Sack geschüttet und in den Wagen zum kleinen Paul gelegt,

und schneller und schweigamer treten sie den Rückweg an. Jedes hat so seine eigenen Gedanken.

„Clärchen denkt: den Brillant hat ein Prinz verloren, ein Prinz aus dem Morgenlande, der kommt und holt ihn sich, wenn ich groß bin und nimmt mich mit auf sein goldenes Schloß, und ich werde seine Prinzessin.

„Hans denkt: hier auf dem Felde ist sicher einmal eine Schlacht geschlagen worden, da hat der König den Stein aus seiner Rüstung verloren, und wenn wir dem jetztregierenden König denselben wiederbringen, erkennt er ihn und belohnt uns und schenkt mir den weißen Schimmel, auf dem er neulich, als ich mit dem Papa in Berlin war, zur Parade ritt.

„Grete denkt: die Mama sagt immer, wir können nicht alle Tage Kuchen und Braten essen, weil wir nicht reiche Leute sind. Wenn sie den Stein hat, dann sind wir reich und essen alle Tage Kuchen und Braten.

„Sie theilen sich dann leise ihre Gedanken mit und können es kaum erwarten, bis sie zu Hause sind. Der kleine Paul allein denkt gar nichts, hat das Köpfchen auf den Mehlsack gelegt, schläft fest und süß und seine Bäckchen glühen wie zwei Rosenknospen.

„Von all' den schönen strahlenden Kinderträumen erfüllt sich auch nur so viel, daß der Papa sagt, das sei allerdings ein Diamant, etwa vierzig Thaler an Werth, es habe ihn wohl Jemand verloren, wir müßten es in die Zeitung setzen lassen, damit der Eigenthümer sich meldet. Damit nimmt er das Steinchen und verschließt es in seinem Pult.

„Wir Kinder sahen uns etwas verdutzt an, schwiegen aber

ganz still, wir fühlten es, daß der Vater Recht hatte, und doch sank eine strahlende Welt der Phantasie für uns in's Grab.

„So geht es oft im Leben, meine Kinder, auch wenn wir älter sind. Wir träumen etwas, schmücken es aus mit den lieblichsten Farben, bis die Wirklichkeit ernst darein redet und unsere Illusionen zerstört. Wohl uns, wenn wir uns dann immer demüthig der Stimme unseres irdischen, der Mahnung unseres himmlischen Vaters unterwerfen.

„Zweimal stand es in der Zeitung:

„Ein kleiner Brillant ist gefunden worden auf der Mühlenwiese. Wer ihn verloren hat, der melde sich bei dem Apotheker Heider.“

„Ich mußte es den Geschwistern vorlesen, zwei, drei Mal, wir warteten mit einiger Bangigkeit, und wenn die Hausglocke ging, sahen wir uns verstohlen an und dachten:

„Nun kommt Einer und holt sich seinen Stein.“

„Es waren aber immer nur Leute, die aus der Apotheke Medizin oder Pomaden holten, oder Damen, welche die Mutter besuchten; nach und nach fürchteten wir nichts mehr und fühlten uns wieder ganz sicher im Besitz des Steinchens.

„Es muß ihn ein Reisender verloren haben,“ sagte der Papa, „vielleicht hat er schon lange im Sande begraben gelegen, ein Regen hat ihn herausgespült, ein Sturm ihn in den Kelch der Blume geschleudert. Wunderbar ist's immer, wie Clara ihn gefunden.“

„Gehört er mir denn, und darf ich mich damit schmücken?“ fragte ich zögernd.

„Noch nicht, meine liebe Clara. Kinder schmücken sich

noch nicht mit ächten Steinen. Sie sind der Schmuck der Erwachsenen. Reiche und vornehme Leute tragen Diamanten.“

„So wagte ich denn nicht wieder die Frage und glaubte, der Stein würde ganz vergessen werden.

„Jahre vergingen. Der Papa wurde sehr krank, dann ging es wieder etwas besser mit ihm, Tag und Nacht hatte die Mama, hatten Hans und ich an seinem Bette gewacht; nun athmeten wir wieder auf und hofften. Ach, leider vergebens! Der Vater ging umher, er sprach und lächelte und versuchte es, mit uns zu scherzen; aber seine Brust war eingesunken, seine Hände zitterten und seine Augen hatten einen verklärten Glanz. Die Mama weinte viel, die jüngeren Geschwister spielten fröhlich wie immer, nur Hans und ich fühlten den Druck, der über unserem Hause schwebte, und doch fürchteten auch wir nicht das Schlimmste, denn es ist ja das glückliche Vorrecht der Jugend, daß sie nur in der Gegenwart lebt und Sorgen und Kümmernisse ihr fern bleiben, wie dunkle am Horizont stehende Gewitterwolken.

„Ich ging bereits seit zwei Jahren in den Confirmanden-unterricht. Wie ich den treuen Pastor Hirt liebte, wie ich die schönsten Blumensträuße aus unserem Gärtchen pflückte und sie ihm heimlich auf sein Bücherbrett legte, bis er einmal mit freundlichem Lächeln fragte: ‚Wer spendet mir altem Mann denn immer die duftigen Blumensträuße?‘ und mein Erröthen mich verrieth, ihr wißt es, ich habe es euch oft erzählt.

„Er war aber auch ein Hirt in Wahrheit für seine Heerden, für die größere Gemeinde und für die kleine Schaar seiner Schülerinnen, die er um sich versammelte. Lauter und rein verkündete er das Bibelwort und den Glauben an unsern Herrn und Heiland.

„Der Tag meiner Einsegnung, der Palmsonntag, war ein rechter Frühlingstag. Blau und wolkenlos schaute der Himmel auf die erwachende Erde, golden glänzte die Sonne, die Knospen an Bäumen und Sträuchern zeigten zarte Blättchen und auf der Wiese neben den kleinen, schüchternen Gänseblumensternchen erblühte sogar schon hin und wieder eine goldgelbe Butterblume.

„Wie feierlich war es in unserem Hause, als mich die Eltern umarmten unter innigen Segenswünschen!

„Wie verklärend fiel der Sonnenstrahl durch die gothischen Kirchenfenster; ich sehe es noch vor mir, wie bald ein röthlicher, bald ein blauer Schein durch die bunte Glasmalerei auf die ehrwürdige Gestalt unseres theuren Predigers fiel und es mir um's Herz wurde, als stände er umflossen von einer Glorie, als sei ich selbst der Erde entrückt und die leisen Orgeltöne wären die Gesänge himmlischer Heerschaaren.

„Solch eine Stimmung bringen uns feierliche heilige Tage. Sie heben uns von der Erde zu Gott empor und bereiten uns einen Vorschmack der Himmelsfreuden, die einst Jenseits unsrer warten. Sie ziehen vorüber, diese Tage — wie Alles vorüberzieht — wir steigen wieder mit unserem Fühlen auf die Erde herab, und das voll Andacht geschwellte Herz wird wieder dem Irdischen zugänglich. Wohl aber uns, wenn wir die Erinne-



rung daran rein im Herzen hüten, wie in einem verborgenen Schrein, sie dann in stillen Sonntagsstunden unseres Lebens wieder hervorholen, uns daran zu erquickten.

„Als ich mit den treuen Eltern und den Geschwistern heimkehrte, da war Alles so ehrerbietig gegen mich. Hans wollte mir durchaus selbst die Hausthür öffnen, Jette stand auf dem Flur, sie machte einen tiefen Knix, als ich ihr die Hand reichte, es beschämte mich ordentlich, denn ich war mir grade an diesem Tage recht bewußt, welch' ein schwaches Kind ich noch war, wie unvollkommen in allem Guten. —

„Da kam der Vater zu mir heran:

„Clara,“ sagte er mit seiner weichen, lieben Stimme, „du trittst jetzt in das Leben. Du hast dein Gelübde, dem Herrn treu zu bleiben, vor Gottes Altar abgelegt, und wenn der liebe Gott mich abrufet (hier stürzte ich weinend an seine Brust), dann mußt du vielleicht bald hinaus unter fremde Menschen. Der Herr beschütze dich!

„Hier diesen Stein, den er einst so wunderbar dich finden ließ, den habe ich für dich in einen Ring fassen lassen. Trage ihn immer — gedenke, wenn du ihn ansiehst, deines Gottes und deines Vaters, der ihn dir reichte an dem wichtigsten Tage deines Lebens.“

„Meine Hand zitterte, als er mir den schönen Ring aufsteckte, meine Thränen mischten sich mit dem hellglänzenden Steinchen, das am Ringe glänzte selbst wie ein verstein-



nerstes Thränenlein auf dem dunklen Emaillegrunde seiner Einfassung.

„Wenige Wochen nachher, Pfingsten war es, draußen blühte die Welt und war geschmückt wie eine Braut an ihrem Hochzeitstage, da standen wir Alle auf dem Kirchhof um ein offenes Grab. Nachtigallengesang mischte sich mit dem unsrigen. Leise klang das „wie sie so sanft ruhen“ durch die milde Luft, und die Bäume schüttelten noch Blüthen hinzu auf den blumenbedeckten Sarg. Im Sarg schlummerte der Vater den ewigen Schlaf.“

Die Mutter schwieg.

„Soll ich vielleicht die Fenster schließen in des lieben Papa's Studirstube?“ fragte Hedwig. „Die Abendluft weht herein, es möchte ihm zu kühl sein, wenn er nach Hause kommt.“

„Thue das, mein Kind.“ —

Hedwig ging, kehrte aber schnell wieder. „Erzähle weiter, liebe Mama,“ bat sie, „es ist mir, als habe ich Alles mit dir erlebt.“

Die Mutter fuhr fort:

„Als die ersten Tage nach des Vaters Tode vorüber waren und wir wieder an das Leben denken mußten, wie es sich gestalten sollte ohne seine Sorge und Liebe für uns, da bat ich die Mutter, mich aus dem Hause gehen zu lassen. Ich sei alt genug, mir selbst etwas zu verdienen, sagte ich, drei Geschwister blieben noch daheim. Ich wußte, die gute Mutter war unbemittelt, es war ihr nicht so leicht, für die Kinder zu sorgen.“

„Ich fühlte mich glücklich in dem Gedanken, thätig zu sein.“

„Ich entbehre dich ungern,“ sagte sie, „aber ich verstehe den Wunsch, der dich dazu treibt. Findet sich eine passende Stellung für dich, so gehe mit Gott.“

„Die Stellung fand sich schneller, als wir es gedacht.“

„Die Mutter hatte eine entfernte Verwandte, die Frau Amtsräthin Buchholz. Sie hatte geheirathet, als sie schon ziemlich bejahrt war, verlor den Mann bald und richtete ihre ganze Liebe auf den einzigen Sohn, den sie mit übergroßer Zärtlichkeit liebte. Wilhelm Buchholz verehrte seine Mutter, so hatten wir es immer gehört, gleichfalls mit der aufrichtigsten Innigkeit und ertrug manche Beschränkung, welche ihm die Sorge der alternden Mutter auferlegte und die dem herangereiften Jüngling in seinen Studienjahren selbst etwas un bequem wurde, mit der größten Geduld. Seit Ostern war er Candidat und Hauslehrer auf einem entfernten Gut. Die Mutter fühlte sich ohne den Sohn sehr verlassen, sie wünschte mich zu sich zur Pflege und Gesellschaft.“

„Es wird dir sehr einsam dort sein,“ sagte mir die Mama! „Du bist die Geschwister gewohnt, die größere Stadt und unser geselliges Haus. Die Frau Amtsräthin wohnt auf dem Lande, ganz zurückgezogen.“ Mir erschien das Alles nicht schwer. Ich fühlte mich so stark, ich hätte das Schwerste vollbringen können, der geliebten Mama Leben zu erleichtern. Ich schrieb, daß ich kommen würde! — Schwer war es aber doch!

„Abschied vom Elternhause ist immer schwer, denke dich

Keiner ihn leicht, der eine geliebte Heimath hat, mit der er verwachsen ist durch alle Erinnerungen — von der frühesten Kindheit an.

„Für meinen Anzug war nicht viel einzurichten. Ein Duzend Hemden hatte ich mir selbst genäht, darauf hielt die Mama. Sie waren noch ganz gut; und Kleider? da durfte ich ja nur das eine tragen, was mir so lieb geworden war, weil es für meine traurige Stimmung paßte, das schwarze Merinokleid, worin ich den theuren Papa betrauerte; und Sonntags und an hohen Festtagen mein schwarz seidenes von der Einsegnung her.

„Die Mutter packte den Koffer. Paulchen streute Spicke zwischen das Leinenzeug. ‚Die riecht nach unserem Garten,‘ sagte er. Johannes saß und schrieb mir Lieder und Verse ab, die ich gern mitnehmen wollte, und Grete meinte: ‚ich möchte dir zu gern unsere graue Kaze mitgeben. Im Postwagen fände sich wohl noch ein Plätzchen für sie. Der graue Peter gehört ja zu dir, du hast ihn aufgefüttert und erzogen. Er wird sich grämen ohne dich.‘

„Das würde doch die Frau Amts-räthin sehr stutzig machen, wenn ich ihr mit einer großen Kaze in's Haus käme,‘ sagte ich. ‚Und denke dir, wenn der Peter, der dort nicht bekannt ist wie hier, wenn der wild würde, in ihre Putzstube hineinliefe und ihre schönen goldenen Tassen umrisse?‘

„Grete lachte, mir aber war es gar nicht zum Lachen um's Herz, und kleinlaut fuhr ich fort:

„Pflege du nur den Peter, liebes Gretchen, daß er noch lebt und noch ein so schönes, graues Fellchen hat, wenn ich

nach Jahr und Tag wiederkomme;‘ und dann schlich ich im Hause umher, um Abschied zu nehmen.

„Ach! aus allen Winkeln guckten mit hellen Augen alte Erinnerungen.

„Dort stand mein Bett, darüber hing ein Bild, die kleinen Engel, welche unten an der Sixtinischen Madonna schweben, der eine die Hand aufgestützt, der andere die dicken Armechen über einander gelegt. Ich nahm das Bild ab, es mit in den Koffer zu den andern Sachen zu legen, da kam mir plötzlich die Stube so fremd vor, mein Bett stand so kahl an der leeren Wand.

„Im Schrank lag meine Puppe, die große Minna, mit dem Vöckenkopf und den blauen Glasaugen.

„Gretchen hatte mich schon oft gebeten:

„Schenke mir deine Puppe, Clärchen, du spielst ja nicht mehr damit;‘ aber ich hatte mich nicht von der Puppe trennen können.

„Heute nahm ich sie, küßte sie zwei drei Mal und schenkte sie dem Gretchen, als mich aber diese stürmisch umarmte, sagte ich kein Wort, denn ich wäre beinahe in Thränen ausgebrochen.

„Nun kamen die Freundinnen, Professors Agnes und Predigers Caroline, meine beiden liebsten Jugendfreundinnen.

„Sie brachten ihre Stammbücher. Damals gab es noch keine Albums und keine Photographien. Wenn sich jetzt Menschen trennen, so nehmen sie die treuen Abbilder der Zurückgelassenen mit sich, sie schlagen das Büchlein auf, da sehen sie Alle vor sich. Damals war man zufrieden mit kleinen Bü-

chern, hatte sich aber ganz eben so lieb — und solche Büchlein brachten mir Agnes und Lina. Wir schrieben Verse hinein, schnitten uns Haarlocken ab, die wir darunter befestigten.

„Den letzten Abend ging die Mutter mit uns Allen zum Kirchhof. Es war ein schöner, warmer Sommerabend. Die Blumen auf des Vaters Hügel dufteten, golden blickte die Abendsonne durch's Lindengezweig. Wie ist mir noch jedes Wort der Ermahnung gegenwärtig, das da die gute Mutter zu mir sprach.

„Den andern Morgen früh saß ich im Postwagen. Eisenbahnen gab es noch nicht, und wenn sie auch gepriesen werden und gewiß ein schöner Beweis sind von der Denkkraft der Menschen, ein Produkt unserer nimmer rastenden Kultur, so haben sie doch das Gemüthliche nicht, das unsere alten lieben Postwagenkasten besaßen.

„Jetzt die bunte sich aneinander drängende und stoßende Menschenmasse, die nur auf kurze Zeit sich in dem Coupé vereinigt und deren angeknüpftes Gespräch das Rasseln der Maschinen übertäubt oder die Kürze der Zeit zerreißt, damals ein enger Raum, in dem sich wenig Menschen oft auf länger als Tagereisen zusammensanden; freilich auch um gerüttelt und geschüttelt zu werden, aber rechts und links blickten freundlich wechselnde Landschaften herein und dazu blies der Postillon seine munteren Lieder. Im Postwagen also saßen eine alte Dame, die zu ihrer verheiratheten Tochter reiste, und ein junger Mann, der seine Braut besuchen wollte.

„Sie unterhielten sich lebhaft, denn sie waren Beide ver-

gnügt; ich saß theilnahmslos zwischen ihnen. Meine Thränen flossen immer wieder, sobald ich an den Abschied dachte.

„Die Dame bot mir Kuchen und Obst an, ich dankte, der junge Mann sah theilnehmend zu mir hin. Beide bewaerten mich, das fühlte ich. Sie waren froh, und es ist ein recht peinliches Gefühl, wenn der Schmerz eines Dritten den Frohsinn der andern stört.

„Als ich meinen Handschuh auszog, denn die Sonne stieg höher und es wurde heiß im Wagen, sagte die Dame:

„Sie haben da einen so schönen Ring auf dem Finger. Der ist wohl ein Erbstück?“

„Ich wurde lebendig; ich erzählte die Geschichte vom seltsamen Finden des Steinchens, ich war wieder Kind, fühlte mich wieder zu Hause und wurde so lebhaft, daß mir die Wangen glühten. Es war mir mit einem Mal, als sei alle Traurigkeit von mir genommen.

„Wie ich geendet hatte, sagte der junge Mann: „Der Ring muß wohl ein Talisman sein, daß er es versteht, Sie plötzlich so fröhlich zu machen.“

„Die Dame aber bückte sich zu mir und sagte:

„Gott segne Sie, liebes Kind. Der Segen eines würdigen Elternhauses verlasse Sie nimmer.“

„Ich reichte ihr dankbar die Hand. Den Ring aber drückte ich an die Lippen, als es Keiner von Beiden bemerkte.

„Gegen Abend, wie ich dem Ort näher kam, wo die

Amtsrätthin wohnte, wurde mir wieder recht bange um's Herz. Es ist ein gar eigen Ding, wenn man immer zu Hause war, wo die sorgsame Mutter unsere Handlungen und unsere Worte überwacht hat, der Vater uns aufmerksam gemacht hat, wenn wir linksch waren oder träge. Und nun ist man mit einem Mal zwischen fremden Leuten. Keiner sagt uns etwas und wir fühlen doch, wir haben den Verweis oder die Ermahnung noch eben so nöthig. Trifft uns aber aus fremdem Auge ein mißbilligender Blick, oder wohl gar aus fremdem Munde ein tadelndes Wort, ist's viel bitterer, als da es aus dem liebenden Elternherzen kam.

„Das Alles fühlte ich und dachte mit innerem Vorwurf daran zurück, wie oft ich nicht willfährig und aufmerksam gewesen war, wenn die Eltern etwas an mir gerügt hatten.

„Die Amtsrätthin schickte mir eine Meile weit ihren Wagen entgegen. Ich sagte meinen Reisegefährten Lebewohl. So weich war ich noch gestimmt, daß meine Thränen von Neuem flossen. Ich schämte mich. Es war mir lieb, nun ganz allein zu sein in dem offenen Wagen und den hereinsinkenden Abend zu betrachten.

„Glühend neigte sich die Sonneugel. Wie oft hatte ich vom Weinberg aus am Arm meines Vaters sie so betrachtet. Er hatte mit mir dann vom Abschied des Tages gesprochen und von dem großen Abschied am Ende all unserer Erdentage.

„Das ist Lindenau,“ sagte jetzt der Kutscher und zeigte auf ein Dörfchen, das mit hellen Häusern und rothen Dächern aus dem Grün der Lindenbäume guckte.

„Da sag meine neue Heimath!
 „Noch mußte ich nicht, ob sie mir eine geliebte werden konnte!! —

„Der Wagen hielt vor einem Hause, das abseits von der Dorfstraße größer und stattlicher aussah als die anderen. Ich stand noch mit beiden Füßen auf dem Wagentritt, als die Hausthür sich öffnete und eine kleine, lebhafte Frau auf die Straße und mit ausgebreiteten Armen mir entgegenliefte.

„Clara, Clara, theures Kind, komm in meine alten Arme!“ Mit diesem Ausruf umschlang sie mich fest, und obgleich mir die Herzlichkeit des Empfanges wohl that, mußte ich doch ein wenig lächeln über ihre absonderliche Erscheinung. Augenscheinlich war sie schon zum Schlafengehen vorbereitet, denn sie trug einen weißen Unterrock und darüber eine noch weißere Nachtjacke, auf dem Kopf aber hatte sie noch eine Staatshaube mit flatternden, dunkelrothen Bändern, die zu dem bereits etwas ergrauten Haar in grellem Widerspruch stand. Dabei war sie so lebhaft, daß sie immerfort mit den Händen gestikulirte und ihre braunen Augen blitzten.

„Ich mußte Abendbrod essen, war aber kaum damit fertig, so führte sie mich im Hause herum, zeigte hier, zeigte dort, ich wurde ganz verwirrt und dankte dem lieben Gott, als sie mich endlich entließ mit einem wiederum sehr herzlichen „Gutenacht“.

„In dem kleinen Stübchen, das mir gehörte, stand mein

Koffer. Ich packte aus. Jedes Stück hatte die liebe Hand der Mama hineingelegt! —

„Die Spiege riecht nach unserem Gärtchen,“ hatte der kleine Paul gesagt! — So war es wirklich. Der süße Duft versetzte mich in die Jasminlaube zu der Mutter, den Geschwistern; sie saßen vielleicht zusammen darin; ich war allein. Ich öffnete das Fenster. Glänzend ausgebreitet lag der Sternenhimmel über dem ruhenden Dörfchen.

„Da oben schwebten die uns unbekanntes Welten, und der sie hielt und führte, das war der Herr, der auch mein gegen diese mächtigen Gestirne so klein, so unbedeutend erscheinendes Leben leitete mit treuer Hand.

„Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann.“

„So betete ich, legte mich nieder und schlief die erste Nacht in der Fremde.

„Am andern Morgen wurde ich in die Regeln der Haushaltung, in die Pflichten, die mir oblagen, eingeweiht.

„Die Amtsräthin war sehr pünktlich, sie liebte es, Alles sehr ordentlich um sich zu sehen, sie vergaß nichts, weder den grünen Papagei im goldglänzenden Messingbauer, noch die Kanarienvögel, die Blumentöpfe an den Fenstern und den Gar-

ten mit seinen Blumen und Gemüsebeeten. Ich hatte nicht bloß die Dienstmagd zu beaufsichtigen, sondern mußte auch selbst überall angreifen. Bisher hatte es die Amtsräthin gethan, aber eine schwere Krankheit hatte sie geschwächt, ich sollte jetzt ihre Stelle vertreten. Ihre große Lebhaftigkeit ließ sie aber dennoch die Augen überall haben, und da ich ernstlich bemüht war, ihre Anforderungen zu befriedigen, so hatte ich keine leichte Aufgabe.

„Das Putzzimmer ist heute nicht so weiß geschneuert, als ich's gern habe.“

„Papagens Bauer ist nicht blank genug, liebe Clara, laß die Magd ihn noch einmal putzen.“

„An den Rosenstöcken sind so viel welke Blüthen, nimm die Gartenschere, Clärchen, und schneide sie ab.“

So hieß es fortwährend, ich kam fast nicht zum Athmen. Dabei wollte die gute Frau mich nicht quälen, es gehörte die große Unruhe, die sie besaß, mit zu ihrer Eigenthümlichkeit. Ihr Anzug war ein wunderbares Gemisch von Eleganz und Einfachheit. Sie war in ihrer Jugend schön gewesen, da mochte ihr der Putz wohl gestanden haben, nun aber vergaß sie, daß sie alt war, trug noch immer lebhaftes Farben, roth und himmelblau, und wunderliche haubenartige Aufsätze von Ranten und Schleifen im Haar, die sie sich mit goldenen Nadeln feststeckte. Wenn sie zu einem Kaffee ging, dann lächelten die anderen Damen still darüber; man hatte die alte Frau aber dennoch sehr lieb und verzieh ihr die kleine Schwäche.

„Die Frau Amtsräthin ist heut wieder aufgeputzt wie

ein Schlittenpferd, aber es ist doch eine prächtige, lebendige Frau, so hieß es hinter ihrem Rücken.

„Dem Sohn ist's sehr unangenehm, daß die Mutter sich durch ihren Anzug etwas lächerlich macht, sagte mir die Frau Pastorin im Vertrauen. Er ist die Einfachheit selbst, aber er ist zu zart, die alte Frau darauf aufmerksam zu machen.

„Ja der Sohn! der war ein Kapitel für die Mutter, bei dem ihr das Herz überströmte.

„Mein Wilhelm war ein schönes Kind! mein Wilhelm hatte ein Lockenköpfchen so kraus und blond, wie ich es nie wieder an einem Kinde gesehen; in der Schule lernte mein Wilhelm am besten von allen Kindern seines Alters.“ Das mußte ich täglich hören.

„Sonderbar, sie sprach viel mehr und viel lieber von der Zeit seiner Kindheit als der gegenwärtigen. Wilhelm war jetzt schon ein ehrfamer Candidat, ich wußte es, aber die lebhaften Schilderungen prägten sich so tief bei mir ein, daß ich mir den Herrn Candidaten nicht anders vorstellen konnte, als mit hellblonden, langen Locken und dem Gesicht wie Milch und Blut.

„Ein halbes Jahr war verfloßen. Mein Leben war gegenwärtig so himmelweit verschieden von dem Leben im Elternhause, daß ich oft das schmerzlichste Heimweh empfand. Dort war ich von Geschwistern und jugendlichen Freundinnen umgeben, hier stand ich allein neben einer alten Frau, deren Umgang gleichfalls aus älteren Leuten bestand. Aber die Amträtthin gewann mich täglich lieber, auch ich liebte sie und seufzte dennoch im Stillen: werde ich denn die ganze schöne,

rosige Jugend in dieser Einsamkeit verleben müssen?“ Denn einsam fühlte sich mein Herz. —

„Es war an einem kalten Winterabend. Der Wind draußen jagte die Schneeflocken, schüttelte die kahlen Aeste der Bäume und knarrend bewegte sich die Wetterfahne auf dem Dachgiebel hin und her. Ich hatte die Fensterläden frühzeitig geschlossen, den Tisch dicht an den Ofen gerückt. Auf dem steillehnigen Sopha mit dem buntblumigen Wollenbezug saß die Amträtthin und strickte wollene Strümpfe zum Weihnachtsfest für des Schäfers sechs Kinderchen. Ich schnitt Jäckchen zu für das Jüngste; wir sprachen vom lieben Christfest, die Frau Amträtthin wollte soeben erzählen, wie sie für ihren Wilhelm, als er sieben Jahr alt war, ein Theater selbst gezimmert und beklebt habe, eine Geschichte, die ich schon kannte, da geht die Hausthür.

„Wer kommt noch so spät?“ fragt die Amträtthin.

„Die Magd stürzt herein:

„Der Herr Oberförster, der neue Herr Oberförster will seine Aufwartung machen. Der hat einen Pelz an! Na, das ist ein schmucker Herr!“

„Ich unterbrach schnell die redselige Netze, ging zur Thür, öffnete sie und herein trat der junge Oberförster von Walden, der erst vor wenigen Tagen die Oberförsterei bezogen hatte.

„Er war ein stattlicher Mann, elegant in seinem Benehmen, trug eine goldene Brille und einen schönen Backenbart. Er war ein Jugendgespieler Wilhelms, sein Vater hatte früher hier die Oberförsterstelle gehabt. —

„Die Amträtthin lebte ganz auf in den alten Erinne-

rungen. Ich bereitete den Thee und nahm dann auch am Gespräch bescheidenen Antheil.

„Der Oberförster kam seit diesem Abend oft in's Haus. Er brachte mir Bücher zum Lesen, Noten und Zeichnungen, ich hatte ihn gern, seine Gewandtheit imponirte mir, und doch war er so himmelweit verschieden von den jungen Männern, die ich im Hause meines Vaters gesehen hatte. Es lag etwas so Selbstbewusstes, Selbstgefälliges in seinem Benehmen, ein so ironischer Zug spielte zuweilen um seine Lippen, daß ich mich mit einer gewissen Furcht vor ihm zurückzog.

„Ein Mädchen muß im Umgang mit jungen Männern sehr vorsichtig sein, es ist sehr unangenehm, wenn die Leute draußen von einer Verlobung reden, ehe die Leute drinnen daran denken; ich war auch vorsichtig, aber daß der Herr von Walden oft kam, das konnte ich nicht hindern.

„Nach und nach schmeichelte es meiner Eitelkeit ein wenig, als die Frau Pastorin lächelnd sagte: ‚Lärchen, der junge Herr Oberförster kommt Thretwegen.‘

„Und als die Amträthlin mich eines Tages auch damit neckte, dachte ich:

„Nun, es wäre doch gar nicht übel, Frau Oberförsterin zu sein.“

„Und nun, meine theuren Kinder, kam eine Zeit im Leben eurer Mutter, deren sie sich zu schämen hat, die sie aber, wie ihr sehen werdet, mit Gottes Hülfe überwand.

„Hochmuth und Eitelkeit sind ein Unkraut, eine üppig wuchernde Schlingpflanze. Sie stehen im Herzensgarten unter den Blüten, die auch darin zu finden sind. — Unkraut aber

soll man ausjäten, so viel es geht, mit der Wurzel vertilgen. Läßt man es wuchern, ist man zu träge, dann schlingt es sich um die edleren Pflanzen, es erstickt sie. —

„Nehmen Hochmuth und Eitelkeit das Herz ein, so stirbt die reine Lilie der Demuth, das Veilchen der Bescheidenheit und wie all die anderen so zarten Herzensblüthen heißen. —

„Also der Herr Oberförster von Walden zeichnete mich aus mehr und mehr. Der Gedanke, daß ich seine Frau werden könne, daß ich mit ihm glänzend und reich leben würde, fing an mich zu beschäftigen, immer lebhafter, zuletzt entzückte er mich.

„Wenn du eine reiche Frau wirst, kannst du die Mutter zu dir nehmen, die sich jetzt so sehr einschränken muß. Dann läßt du den Johannes studiren, Gretchen in der Musik ausbilden, so sagte ich mir immer wieder und beschönigte damit den eigenen Herzenswunsch, der doch immer obenan stand, mich selbst in Sammt und Seide, auf glänzenden Festen der Umgegend zu sehen, von denen Walden so oft erzählte. —

„Jung ist man ja nur einmal! Ich habe meine Jugend noch gar nicht genossen! Hier immer bei der alten Frau in einer abhängigen Stellung, das ist doch ein trübselig Leben!

„Seht ihr — so bald vergaß ich die Herzensgüte dieser alten Frau, die mir täglich sagte, ich sei ihre Stütze, ich sei ihr lieb; so vergaß ich die Worte des seligen Vaters. Er hatte gesagt: ein Mädchen, wenn sie den Gatten für das Leben erwählt, darf nicht nach äußerem Glanz, nach Reichthum sehen, sie soll danach fragen, ob es ein frommer Mann ist, wenn er ihr dann auch nur ein bescheidenes Loos bietet, er führt sie

doch zu dem himmlischen Vater, und das ist unser höchstes Ziel.

„War Walden ein frommer Mann? Ich hatte ihn noch nie in der Kirche gesehen — er sprach mit Gleichgültigkeit vom Wort Gottes.

„Aber — ich tröstete mich damit — so sind ja viel junge Männer, und nach und nach — je mehr der eitlen Gedanken mein Herz einnahmen, ließ auch ich nach im Gebet und im stillen Betrachten meiner selbst.

„Früher war ich keinen Abend schlafen gegangen, ohne die Hände zu falten und oft auch einen Kuß auf den lieben Ring an meinem Finger zu drücken, indem ich des theuren Vaters Worte, die er mir für das Leben mitgegeben, liebte. — Jetzt fesselten mich die Bücher, die Walden mir brachte. Ich hatte wenig gelesen. Als Kind den Campe'schen Kinderfreund, später Herfiliens Lebensmorgen von Wilmsen und Strauß Glockentöne. Jetzt las ich Heine's Buch der Lieder, Bulvers Eujen Aram und Werthers Leiden von Göthe.

„Das war eine neue Welt für mich, bunt und verführerisch. Mein ganzes Leben bis dahin kam mir so flach, so fade vor, ich wollte auch interessant sein, auch etwas erleben. Ich las bis in die Nacht hinein, bis mir die Augen zufielen ohne Gebet — und den Ring am Finger hatte ich ganz vergessen.

„Der Frühling grüßte die Erde mit seinem Lächeln, der See, der unter der starren Eisdecke gelegen, wogte wieder in blauen Wellen, Schneeglöcklein und Hyazinthen läuteten und die lieben Störche zogen über's Dorf und suchten ihre Nester.

„Wir wollen in meiner Behausung ein Frühlingsfest

feiern,“ sagte Herr von Walden. „Auf nächsten Sonntag lade ich die Frau Amträtthin zu mir ein, und Fräulein Clara wird als Königin des Festes doch nicht fehlen.“

„Ich verneigte mich erröthend.

„Bis zum Sonntag! noch vier entsetzliche langweilige Tage. —

„Und da kommt die Amträtthin und sagt:

„Elärchen, der liebe Gott hat den Winter draußen fortgejagt und putzt und schmückt seine Erde. Wir wollen es ihm nachthun. Jetzt ist großes Reinmachen. Fort mit dem Staub, fort mit den Spinnweben, die der Winter aufgehängt, die Fenster auf, daß die schöne Luft hereinzieht, die Gardinen rein, daß der Sonnenschein merkt, wir wollen ihn mit Ehren empfangen.“

„Das hatte mir noch gefehlt. Nun mich noch bis zum Sonntag abarbeiten, rothe Hände bekommen von der Arbeit, wie garstig werden die aussehen zu dem weißen Kleide, das ich am Sonntag anziehe.

„Ich zog ein gar mürrisch Gesicht. Zum Glück sah es die Amträtthin nicht. Geholfen hätte es mir auch nichts, widersprechen ließ sie sich niemals, also stink an's Werk.

„Alles vergeht aber im Leben! die Freude und der Schmerz, der gute Tag und der schlimme. Auch die vier Arbeitstage waren überstanden. Die Zimmer waren klar, die Dielen weiß, man hätte davon essen können, Papchens Bauer strahlte wie Gold und die frische Frühlingsluft spielte mit den blüthenweißen Vorhängen.

„Endlich — ich hatte die ganze Nacht fast kein Auge zugehan, endlich dämmerte der Sonntagmorgen.

„Was sollte ich am Vormittag beginnen? natürlich wie immer in die Kirche gehen, ich hatte es ja bisher keinen Sonntag versäumt! Nein — heute konnt' ich's nicht, ich mußte ja noch das weiße Mouffelinleid plätten, in den vorigen Tagen fand sich keine Zeit dazu — und ich war auch zerstreut — ich konnte die Predigt nicht mit gehöriger Sammlung anhören!

„Seht Kinder! so weit war eure Mutter bereits gekommen, daß das Wort Gottes sie nicht mehr erbaute, denn ihr Herz war voll Eitelkeit und Weltlust.

„Viel hätte ich darum gegeben, wenn die gute Frau Amtsrätthin sich heute ein wenig mehr nach meinem Geschmack gepuzt hätte, aber die Haube mit den scharlachrothen Bändern ließ sie sich nicht abcomplimentiren, und zu dem braunen Seidenkleide trug sie einen großen, grünen Schwal, der vor zwanzig Jahren wohl recht hübsch gewesen an mußte.

„Ich selbst gefiel mir viel besser. Das einfache weiße Kleid, im Haar eine rosa Hyazinthe. Ich stand lange vor dem Spiegel; ich zitterte vor Erwartung, wie noch niemals im Leben.

„Die Oberförsterei lag eine kleine Strecke vom Dorf entfernt. Es war ein großes, stattliches Gebäude, das Hirschgeweih über der Thür gab ihm ein jägerlustiges Ansehen.

„Herr von Walden empfing uns artig und führte uns in die behaglich eingerichteten Zimmer. Familien reicher Gutsbesitzer aus der Umgegend waren geladen; ein Kronleuchter er-

hellte den Saal; als wir zu Tische gingen, führte mich der Hausherr an seine Seite.

„Nach dem Abendbrod wurde getanzt. Ich tanzte den ersten Walzer mit Walden, er blieb an meiner Seite, als derselbe beendet. Ich war wie berauscht, so herrlich hatte ich es mir hier nicht vorgestellt.

„Sie müssen auch die Zimmer meines Hauses, welche nach der Abendseite liegen, betrachten, Fräulein Clara,“ sagte Walden zu mir. „Da ist ein schönes Balconzimmer, man hat daraus einen weiten Blick in die Ferne.“

„Ich folgte ihm.

„Wir schritten durch eine reizende Gartenstube. Blühende Gewächse waren in den Nischen aufgestellt, er öffnete die Flügeltür. Eine geräumige Verandah, von Säulen getragen, zeigte den Blick in die Landschaft. Die Sonne war zwar längst untergegangen, aber der volle Mond leuchtete tageshell. Ich lehnte mich auf die Brüstung. Ich war mit einem Male so ernst geworden. Es schien mir, als grüßte mich's leise aus fernen Höhen, als zöge des Vaters theures Bild leise mahnend an mir vorüber.

„Walden aber, der neben mir stand, ergriff plötzlich meine Hand und fragte mich, ob ich mich entschließen könne, seine Gattin zu werden.

„Ich hatte geträumt von diesem Ziel, hatte danach gestrebt mit aller Kraft meines Herzens, und jetzt — da es Erfüllung werden sollte, jetzt erfaßte mich plötzlich der Gedanke mit namenloser Angst: „Ist Walden auch der Mann, mit dem du den ernstesten Weg durch's Leben gehen kannst? Wird dieser

Lebenslustige Mann, dessen Sinn nur auf das irdische Glück gerichtet ist, wird er dir eine Stütze sein, ein Führer im Sinne des seligen Vaters.'

„Ich rang nach Athem, ich wollte mir Bedenkzeit ausbitten, angstvoll hebe ich die Hand empor, als wollte ich mich schützen vor meinen eigenen Gedanken, die mich trotz meiner Zweifel verlocken — das Mondlicht fällt hell auf die Hand — ein Blick dahin!

„Wo ist mein Ring! Um Gotteswillen mein Ring ist fort!

„In diesem Aufschrei macht sich mein gepreßtes Herz Luft.

„Der Ring war nicht mehr an meinem Finger.

„Walden ist gleichfalls erschreckt über mein Entsetzen.

„Sie haben ihn vielleicht im Saal verloren, wir wollen sogleich nachsehen.'

„Er eilt voran; der Saal, die Zimmer werden durchsucht, Alles nimmt regen Theil an meiner Herzensangst.

„Der Ring ist nirgends zu finden.

„Ich bin wie betäubt. Die ungewohnte Aufregung des Tanzes, Waldens Antrag, der verlorene Ring, den ich sonst wie ein Heiligthum bewahrt, und jetzt, ich sagte es mir vorwurfsvoll, so lange vergessen, Alles kreuzte sich in meinem Kopf; bleich und zitternd hat ich, daß ich nach Hause könne, weil ich unwohl sei. Die gute Amträthlin begleitete mich theilnehmend.

„Zu Hause wurde das ganze Haus durchsucht — vergeblich — der Ring war fort. —

„Tief betrübt bleibe ich endlich in später Nachtstunde allein und berathe mit mir selbst, was ich zu thun habe.

„Am nächsten Morgen öffne ich mein Herz meiner gütigen Frau Amträthlin. „Ich klage mich an, meine Pflichten nicht mehr mit der dazu gehörigen Liebe vollführt zu haben, ich gestehe ihr meine eiteln Gedanken, daß ich eine Rolle in der Welt habe spielen wollen, aber jetzt fühle ich es klar, Herr von Walden sei nicht der Mann, dem ich aus Liebe mein Herz geben könne, nur Eitelkeit habe mich verlockt.

„O, wie war sie gütig, die theure Frau.

„Sie streichelte mir die Wöden, sie rieth mir, wie ich mich gegen Walden benehmen solle.

„Ich fühlte den göttlichen Fingerzeig, die strenge Hand der göttlichen Erziehung.

„Wunderbar hatte Gott mich das Steinchen finden lassen, da ich noch ein harmloses Kind war. Mein Vater hatte mir das schöne Besitztum geweiht durch seinen Segen. Jetzt — jetzt, da ich desselben unwerth geworden, mußte ich es verlieren! — O, ich ahnte nicht! — Doch still — ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

„Ich schrieb also an Herrn von Walden. Ich dankte ihm für seinen mich ehrenden Antrag, sagte ihm aber zugleich, ich fühle, daß wir nicht zu einander paßten, ich mein still bescheidenes Leben nicht mit den glänzenden Anforderungen, die an seiner Seite an mich gemacht würden, vertauschen könne.

„Niemand erfuhr weiter darum. Denn, sagte die Amträthlin, und ich fühlte, wie recht sie habe, wenn ein achtbarer Mann einem Mädchen Herz und Hand bietet, so ist das immer
nach der Arbeit.

ein ernster Entschluß von ihm, der geehrt werden muß, selbst wenn er zurückgewiesen wird.

„Aber — es war seit jenem Tage, als sei Freude und Ruhe aus unserem Hause verschwunden.

„Die Amträtthin wurde krank, sehr krank.

„Gott gab mir dadurch zwar Gelegenheit, Alles Versäumte wieder gut zu machen, und es war für mich eine große Befriedigung, sie zu pflegen, Tag und Nacht nicht von ihrem Bette zu weichen, aber wer beschreibt meine Angst um sie.

„Ihr Sohn war gegenwärtig auf einer Reise nach Italien, sie wollte durchaus nicht, daß man ihn zurückriefe.

„Mitten in dieser Betrübnis kam ein Brief von meiner theuren Mutter, schwarz gesiegelt! — Ach! unser lieber kleiner Paul war gestorben! — —

„In seinen Fieberphantasien hatte er noch von mir gesprochen.

„Schwester Clärchen kommt wieder, die bringt ihren schönen Ring mit, den will ich sehen.

„So schrieb die Mutter. Meine Thränen flossen unaufhörlich. Das liebliche Brüderchen war todt und der Ring war fort! — Ach! das Letztere wagte ich nicht der Mutter zu bekennen, ich hätte sie noch trauriger gemacht, denn ich hätte ihr ja auch meine Fehler gestehen müssen, die mit der Geschichte des Ringes nothwendig in meinem Herzen zusammenhingen. Schriftlich war das so schwer, mündlich sollte es später geschehen, jetzt konnte ich nicht zu ihr reisen, da ich die Amträtthin nicht verlassen wollte. —

„Frieden in's Herz, den hatte mir der liebe Gott jetzt wieder gegeben; beten konnte ich wieder.

„Endlich besserte sich die Frau Amträtthin. Candidat Wilhelm schrieb, daß er auf der Rückreise sei, ein Pfarramt in kurzer Zeit erhalten werde und die Mutter vor dessen Antritt noch besuchen wolle. Diese Herzensfreude machte die gute Mutter vollends gesund.

„Das war ein Kehren und Scheuern, ein Bürsten und Waschen im Hause, und diesmal seufzte ich nicht darüber, ich war flink in allen Ecken, ich fürchtete keine rothen Hände und harten Schwielen daran, ich hatte meine eigene Freude am Glück der Mutter.

„Candidat Wilhelm kam! — wie überrascht war ich! Das war nicht der weißblonde Jüngling mit dem rothigen Mädchengesicht, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Ein stattlicher Mann war es mit braunem, reichem Lockenhaar, gebräunt von der Sonne Italiens. „Aber, Frau Amträtthin,“ rief ich, „Sie haben mir ja den Herrn Sohn immer so zart und weiß wie Milch und Blut geschildert.“

„Wilhelm lachte hell auf: „Sie müssen nicht vergessen, liebe Clara, daß meine gute Mama immer noch das kleine Söhnchen im Mädchenrock vor sich sieht, wenn sie von mir spricht, und sich gar nicht daren finden kann, daß bereits zwanzig Jahre darüber hingegangen sind.“

„Und zärtlich umarmte er die gleichfalls lachende Mutter.

„Wilhelm blieb mehrere Wochen, und ich lernte den tiefen frommen Kern seines edlen Gemüthes wahrhaft schätzen.

„Er predigte. O, wie gern ging ich mit der geliebten

Amtsrätthin in die Kirche; ich konnte jetzt wieder beten wie damals, als ich noch ein Kind war; aufmerksam hörte ich zu, wenn er von seinem Pfarramt sprach und dem Leben, fern vom Treiben der Welt, das er dort führen wollte.

„Mein verehrter Pastor Hirt war bereits zum ewigen Frieden heimgegangen. Wilhelm, das fühlte ich, würde ein zweiter Pastor Hirt werden.“

„Einige Tage vor seiner Abreise in's Pfarrhaus saß ich am offenen Fenster und sah in den Garten hinüber, wo ein paar Nachbarfinder den hohen Birnbaum erstiegen hatten, die reifen Birnen abpflückten und herunter warfen. Wilhelm sammelte sie in ein Körbchen, um die Erstlinge dieser ihrer Lieblingsfrucht seiner Mutter zu bringen.“

„Ein Krähenest,“ rief der Knabe im Baum, kletterte höher hinauf, um in das Nest zu gucken.

„Er rief noch etwas, das ich aber nicht verstehen konnte, denn der Wind wehete stark. Ich sah ihn aber herabrutschen, Wilhelm und er betrachteten einen Gegenstand, den er in der Hand hielt, aufmerksam.“

„Haben Sie etwas im Krähenest gefunden?“ fragte ich bei Tische.

„Nur ein Ei,“ antwortete Wilhelm, der heute ungemein fröhlich ausah; aber ich wollte Sie fragen, liebe Clara, ob Sie den Weg zur Mühle schon kennen? Die Mutter ist keine gute Fußgängerin, Sie sind in der lieblichen Umgegend unseres Dörfchens wohl noch wenig bekannt? Ich möchte Sie heute dahin führen.“

„Wenn Sie mich solange entbehren können, Frau Amtsrätthin.“

„Herzlich gern, mein Kind; es wird dir dort gefallen.“

„Wir gingen. Es war ein schöner, tiefschattiger Waldweg, Farrenkräuter und Moose wuchsen am Boden, in den Zweigen rauschte es und der Himmel über uns stand voll Kämmerwölkchen.“

„Wilhelm sprach mit mir von der Liebe Gottes, der unser Leben lenkt, der an unscheinbare Dinge oft große herrliche Bedeutungen knüpft. Er sagte:

„Wie sich durch das Tauwerk der englischen Seeschiffe ein rother Faden zieht als Zeichen, daß sie der englischen Krone angehören, so zieht sich auch durch jedes Menschenleben der rothe Faden göttlicher Führung, wenn wir nur darauf achten wollen.“

„Ich hörte ihm tief aufmerksam, innig glücklich zu.“

„Dann öffnete sich der Wald.“

„Vor uns lag eine Wiese, jenseits die Wassermühle zwischen alten Weidenbäumen, ihr Rauschen lönte zu uns herüber.“

„O, wie schön,“ rief ich entzückt, dieser Ort erinnert mich recht an meine Heimath. Da ist auch etwas entfernt vom Städtchen eine Wassermühle und ein Wiesengrund davor.“

„Wirklich?“ sagte Wilhelm erfreut. „Nun, dann erlauben Sie wohl, daß ich Ihnen einen Augenblick die Augen zubinde, Sie sollen bald noch lebhafter in ihre Kindheit hinein versetzt werden.“ —

„Er band mir ein Tuch vor das Gesicht, entfernte sich ein paar Minuten, nahm es wieder ab und sagte mit vor Bewegung zitternder Stimme:

„Clara, sehen Sie einmal die schöne Mohnblume dort; — wenn Sie mir heut noch einen größeren Herzenswunsch erfüllen wollen, dann pflücken Sie jetzt diese Blume für mich ab.“

„Ich sah ihn erstaunt an. Seine Rührung hatte sich auch über mich verbreitet, zitternd bückte ich mich zu der Blume herab, die am Wege stand.

„Was sah ich! — ihr errathet es! — o meine Kinder! als ich die Augen wieder erhörte, da verschwamm Alles, Mühle und Wald, Wiese und Himmel, vor den hervorstürzenden Thränen.

„Und euer Vater, denn ihr wißt es ja längst, daß Candidat Wilhelm es wurde, der nahm den Ring aus der Blume, steckte ihn an meinen Finger und als seliges Brautpaar kehrten wir zu der lieben, beglückten Mutter Amtsrätthin zurück.“

„Mama, Mama, das ist herrlich!“ rief Hedwig und Gertrud gerührt.

„Hört nun noch, wie sich das Alles zugetragen. Bei dem großen Reinmachen vor dem Fest bei dem Oberförster hatte ich wahrscheinlich den Ring wie gewöhnlich abgezogen, ihn zu schützen, hatte ihn aber nicht wie sonst bewahrt, sondern zerstreut auf's Fensterbrett gelegt. Zu jeder anderen Zeit hätte ich ihn sorgfältig eingeschlossen oder sogleich vermißt, in meiner damaligen Gemüthszerstreuung dachte ich nicht

daran. Der Ring blieb auf meinem Nähtisch liegen. Das Tischchen stand am Fenster. Ich pflegte gern die Vögel zu füttern, Brodkrumen lagen immer auf dem Fensterbrett für sie bereit. Krähen sollen blanke Gegenstände lieben, eine Krähe hat ihn wohl in ihr Nest getragen. Heute bei dem Birnenpflücken fand der Knabe das Nest und im Nest den Ring.

„Wie aber wußte Wilhelm die ganze Geschichte? Er hatte der Mutter seinen Wunsch, mich zur Frau zu nehmen, mitgetheilt; sie hatte ihm darauf erzählt, was alles in meinem Inneren vorgegangen war, seit ich bei ihr lebte, hatte ihm vom Finden des Steinchens, vom Verlust des Ringes, der mich so tief schmerzte, gesprochen, und so hatte mein lieber Bräutigam in demselben Augenblick, als der Ring wieder in seine Hand kam durch des lieben Gottes wunderbare Führung, den sinnigen Plan gefaßt, ihn mich zum zweiten Mal in einer Mohnblume finden zu lassen.

„Die gute Großmutter Buchholz habt ihr nicht gekannt. Sie starb bald nach unserer Verheirathung, als sie ihren Wilhelm und mich noch einmal im Pfarrhause besucht hatte. Auch der Oberförster von Walden besuchte uns mit seiner jungen Frau.

„Er hatte sich über den von mir ihm gegebenen Korb bald getröstet.“

„Nun ist mir der Ring an deinem Finger noch lieber geworden,“ sagte Gertrud.

Hedwig drückte der Mutter Hand an ihre Rippen.

Da rollte ein Wagen heran, die Dorfstraße entlang.

„Der Vater, der Vater!“ riefen die Mädchen und liefen an's Sitterthor.

Die Mutter blieb am Eingang der Laube stehen und sah mit gerührtem, glücklichem Lächeln der Heimkehr des Gatten entgegen.



Das Adlernest.

Wenn der Reisende an den Regenbogen vorübergeht, mit denen der Wasserstaub des Reichenbachs weit die Flur überstreut, dann auf der großen Scheideck angekommen ist, wo die schönsten Gebirgsmassen der Schweiz wie eine wunderbare Stadt von Schlössern, Burgen und Kathedralen vor ihm liegt, dann steigt er hinab in das Thal Grindelwald. Auf der einen Seite heut sich ihm der lachende Anblick des mit Wiesenmatten, Gärten und Wohnhäusern geschmückten, oben in grünen Alpenweiden sich ausdehnenden Abhangs, und auf der anderen die mächtigen düsteren Schneeberge, zwischen denen die Gletscher in das Grün des Thales hineinstarren. —

Ist es nicht das Bild des Lebens selbst, in dessen Blüthe und Lust jeden Augenblick der Schauer des Todes hineintreten kann?

Den Vorsprung des einen Endes bildet das Wetterhorn; es trägt stolz und zuversichtlich sein Zackiges, behelmtes Haupt. An dasselbe schließt sich der Mettenberg wie die Fassade einer ungeheuren Burg. Dann folgen die beiden Gletscher in gleicher Linie, worauf der große Eiger die Kette, so weit sie sichtbar, beschließt.

Dieser streckt zuerst einen schwarzen, zackigen Rücken empor, über dem die beiden Fischerhörner mit ihrem ewigen Schnee-Azur glänzen. Weit zieht sich der Schnee noch herab und erreicht fast das Grün der Sennhüttengegend.

Etwas abseit, mit dem Rücken gegen die schroffe Felswand gelehnt, steht eine einsame Sennhütte. Rings um sie her ist's still, auch im Innern derselben ertönt noch kein Laut. Es ist früher Morgen. Die Bergspitzen röthen sich so eben im Strahl der aufgehenden Sonne. Jetzt fallen die Sonnenlichter schräg hinein in's Thal, jetzt erleuchten sie ein Fenster an der Seitenwand der Hütte, daß es glänzt wie pures Gold, da öffnet sich das Fenster und daraus hervor guckt ein frisches, rosiges Mädchengesicht. Das Mädchen mit den braunen, hellen Augen sieht aber nicht empor zum Morgenhimmel, es guckt hinaus auf den Weg. Den Weg kommt ein schlanker Bursch herabgeschritten. Er hat den Gamsbart am kleinen Hut, die Flinte und Wammstasche auf der Schulter, ein Stutzbärtchen über dem lächelnden Mund; er ist Gamsjäger.

„Grüß dich Gott, Kosi!“ ruft er schon von fern fröhlich herüber.

„Grüß dich Gott, Franzerl, schon so früh auf die Jagd?“

„Muß fleißig sein, Kosi,“ sagt der Bursch, setzt die Flinte ab, stützt sich darauf und blickt empor zum Fenster. „Weißt's ja, wofür ich schaff; bringt nicht viel ein die Gamsjagd und möchte doch gern bald Hochzeit haben.“

„Mit der Hochzeit hat's gute Wege, Franzerl,“ sagt Kosi plötzlich kleinlaut. „'S werden wohl noch so die fünf Jahre in's Land gehen, ehe wir Beide dahin kommen. Weißt's ja,

ohne Aussteuer gibt mich der Vater nicht fort. 'S ist auch Recht so, denn mit Nichts anfangen, das geht nit. Hatte schon ein hübsch Sümmechen beisammen, der gute Vater, da kam die Geburt des kleinen Brüdereins, die Krankheit der Mutter, ihr Tod — ach Gott, da ist Alles drauf gegangen, haben noch Schulden gemacht obenein! — Und selbst wenn die Schulden nicht wären, wer sollt' beim Vater bleiben? wer's Brüdere pflegen? weißt ja, 's ist mir an's Herz gewachsen! 's schaut mich an mit den frommen Augen der sel'gen Mutter. — Nein, Franzerl, 's Bübli verlaß i nit!“

„Könten's ja mitnehmen,“ meinte Franz, „und der Vater käm' alle Tag' 'nüber.“ —

„Ja, wenn wir Geld hätten, ging's halt schon,“ seufzte Kosi; „aber wir sind arm und bis der Vater die Schulden bezahlt und sich 'was gespart hat, müssen wir warten.“

Franz reichte dem Mädchen die Hand in's Fenster hinein, nahm seine Flinte auf und schickte sich zum Fortgehen an.

„Komm noch a Stückle Wegs mit, Kosi, 's Wetterhorn hat eine Haube auf, eine graue Nebelkappe, kann trotz des schönen Morgens heut leicht noch ein Unwetter aufziehn — dann sitz' ich droben zwischen den Bergen fest und komm' erst morgen 'nunter.“ —

„Kann nicht, Franzerl! Der Vater ist nach Interlaken zum Jahrmart, und wir haben Gäste. Gestern Abend noch spät sind sie kommen. Ein feiner junger Herr und eine Dame, so weiß und zart, wie ein Engel. 'S sind Engländer, glaub' ich. — Da, nimm den Käf' noch mit, lieb Franzerl, den is' zum Frühbrod, und die Ros' da, die steck' dir an's Hütle.“

Käse und Kose fanden ihren Platz. Klüftig, ein munteres Lied jodelnd, daß die klaren Töne weit hinein schallten und widerhallten in den Bergen, schritt Franz dahin, während Köfi in's Haus zurückkehrte und dort zu schaffen fand.

Drinnen war es jetzt auch lebendig geworden, in der Wiege regte sich der kleine Toni und streckte die runden Armechen verlangend der Schwester entgegen.

Unten im Gastzimmer warteten die Fremden auf, den Morgenimbiß, den Köfi so eben auf den weißgeschuerten Tisch stellte.

„Ein prächtiges Mädchen,“ sagte der junge Engländer, als sie sich entfernt hatte. „Sie sieht so klar und hell aus, wie der Morgen draußen.“ —

Die Dame schenkte den Kaffee ein, reichte ihn mit freundlichster Miene dem Gatten und erwiderte:

„Harry, das Mädchen hat mich gestern beschämt, als sie mir ihre Verhältnisse erzählte, sie ist viel besser, wie ich.“

„Wie so, meine theure Ellen?“

„Als du gestern, wie wir angekommen, mit dem Sennhirten hinaus gingst, dir die Berge im Mondschein anzusehen, blieb ich drinnen, wie du weißt, denn ich war müde. Das Mädchen ging ab und zu; sie gefiel mir gar zu sehr, ich fragte sie dies und das, da wurde sie zutraulich und erzählte mir ihre Geschichte. Sie war das einzige Kind unseres Wirthes und half der Mutter in der Wirthschaft. Ihr Bräutigam ist Gensjäger, auf Ostern wollten sie heirathen, der Vater hatte gespart, denn ohne Aussteuer und anständig Hochzeitfest gibt der Senne sein Kind nicht gern fort, wie sie sagt. Da wird

den Eltern noch ein Spätling, ein kleiner Knabe, geboren. Die Köfi freut sich über das Brüderlein fast zu Tode, so erzählte sie, aber die Mutter krankt, das gesparte Geld wandert in die Stadt für Heilmittel, es hilft Alles Nichts, die Mutter muß sterben. An Heirathen ist nun gar nicht mehr zu denken, die Köfi kann den Vater und das Kind nicht verlassen, das Geld ist aufgezehrt, sie haben noch Schulden.

„Aber das erzählte sie mir mit einer so demüthigen Ergebung in ihr Geschick, blickte mich dabei mit den treuherzigen Augen so herzlich an, daß ich fühlte, wie brav sie sein muß. Ach, Harry, heute sind es vier Wochen, seit ich mit dir vor dem Altar stand. Wenn man mir da plötzlich gesagt hätte, bleib' daheim noch Jahr und Tag bei den Eltern und Geschwistern, ich wäre lang nicht so ergeben gewesen, als dies schlichte Mädchen.“

Harry streichelte Ellens blonde Locken und sagte:

„Der liebe Gott hat ja auch so schweres nicht von dir gefordert, mein kleines Weibchen. Die liebe Mutter lebt und ist gesund und freut sich, daß Ellen mit ihrem Harry durch die schöne Welt reist, nicht so?“

Ellen seufzte still vor sich hin, „wer nur der guten Köfi helfen könnte!“ —

Während dieses Gespräch in der geräumigen Gaststube geführt wurde, hatte Köfi den Flur gefegt und eilte mit den Milcherrinnen hinaus, die Kühe zu melken. Da hörte sie das Geschrei des Kleinen, dem es in der Wiege langweilig wurde, ließ den Eimer stehen und lief zurück.

Toni zappelte mit den Füßchen und schrie kläglich. Als

die Schwester aber zu ihm trat, lachte das Kind und jubelte laut auf.

„Du Schelmli,“ sagte Kösli, „ich muß ja Milch holen für die Gäste und kann dich nicht mit hinaus nehmen. Der Vater ist auch fort. Bleib' nur liegen! — Verziehst's Gesichtle schon wieder zum Weinen? — Na — die Sonne ist ja so warm, Thau ist nicht gefallen in der Nacht, will dich hinaustragen in's Gras. Da lieg' Bübli und guck' nach den gelben Blümchen, die um dich her wachsen, bist ja selber ein lieb Blümli in Gottes Garten.“

Sie trug das Kind hinaus, breitete ein Tuch unter und legte es in's Gras. Dann ging sie Kühe melken. Als sie fertig war, sah sie wieder nach dem Kinde. Es hatte das Köpfchen in das Gras geduckt und schlief ganz fest. Sie küßte es.

„Hast Recht, Bübli, hier im schönen grünen Gras lieg' nur ein Weisichen und schlaf'. Ein Englein wacht bei dir, oder der lieben Mutter Aug' droben im blauen Himmel!“

Dann ging sie wieder an die Arbeit. —

Harry trat an's Fenster.

„Wie die Wolken an den Bergzacken vorbeiziehen, oder daran hängen bleiben. Sieh einmal, Ellen!“

Ellen sah empor. „Was fliegt dort?“ fragte sie. „Ein kleiner Vogel, sieh nur droben in der Höhe! — Ach nein, ein großer Raubvogel! — Sieh, sieh, je näher er kommt, je mächtiger werden seine Flügel.“

„Ein Adler ist das,“ sagte Harry, „ein prächtiges, gewaltiges Thier! Wie er in weiten Ringen umherkreist, sieh

— er scheint etwas zu suchen auf der Erde, wohl ein Huhn oder eine Taube. Jetzt schwebt er ganz nah über dem Boden.“

In diesem Augenblick trat Kösli mit zwei Bechern voll schäumender Milch von der anderen Seite des Hauses zur Thür herein. Sie konnte das Raubthier nicht gesehen haben. —

„Du mußt deine Hühner und Täubchen in Acht nehmen,“ warnte Harry. Kommen die Adler dort aus den Bergen her oft so nah an die Hütten?“

„Ein Adler! Wo?“ fragte Kösli erschreckt und wandte sich um.

So eben schoß der ungeheure Vogel pfeilschnell hernieder, packte etwas mit seinem mächtigen Schnabel und stieg fast ebenso schnell mit seinem Raub empor in die Lüfte.

Kösli stieß einen Schrei aus, daß die Wände erzitterten. Dann stand sie einen Augenblick starr da mit leichenblaffen Wangen, und jetzt, als hätte ein Sturmwind sie gepackt, stürzte sie zur Thür hinaus, immer weiter! —

Harry und Ellen, von ihrem Entsetzen auf's Tiefste ergriffen, wollten ihr zuerst folgen. Vergeblich, — einzuholen war das Mädchen nicht mehr.

Kösli rannte wie eine Rasende zuerst nach der Stelle, wo sie den kleinen Toni schlafend im Grase verlassen hatte. — Noch war ein matter Hoffnungsschimmer in ihr geblieben — es konnte nicht sein! — Sie hatte an das Kind gerade so lebhaft gedacht, und da war es ihr vorgekommen, als habe ihr der Adler das Bübli geraubt. Aber nein — die Stelle war leer — das Gras war noch niedergedrückt, wo es gelegen — nein, sie hat recht gesehen, das Kind ist fort — und da oben

— hoch, unerreichbar hoch in den Lüften, da schwebt der furchtbare Vogel, der es gepackt hat, das süß schlafende Kind — er trägt die jetzt unerkennbare dunkle Last, trägt das heißgeliebte Tonerle hinauf zum furchtbaren, entsezenvollen Tode! Und der Vater? der Vater!! —

Rösi preßte beide Hände vor's Gesicht, als wolle sie die Augen bedecken, um den Schmerz des Vaters nicht mit anzusehen.

Dann befinnt sie sich plötzlich. Ein Gedanke fährt durch ihren Kopf, eine Hoffnung. Pfeilschnell läuft sie den Weg hinab.

Vater Rode's Sennhütli steht allein, ziemlich weit getrennt von den anderen Hütten im Thal. Rösi muß über eine Viertelstunde laufen. Sie hält nicht inne, ihr Blick ist unverwandt emporgerichtet, sie verliert das Raubthier keinen Moment aus den Augen.

Jetzt verschwindet es dort in den Bergen, die Stelle kennt sie. Jetzt steht sie athemlos an der Thür einer Hütte. Die Babeli hört Jemand kommen, sie tritt ihr entgegen, fährt aber entsezt zurück, denn Rösi, die stets so sittsame Rösi sieht aus, wie eine Wahnsinnige.

Die blanken Nadeln haben sich gelbzt, die langen Flechten hängen ihr wirr um den Kopf, ihre Wangen glühen vom Laufen, die Brust athmet schwer.

„Um Gotteswillen, was gibt's?“ ruft Babeli.

„Ein Unglück, Babeli, ein schreckliches Unglück, daran hab' ich Schuld, ich allein! Das Bübli hatt' ich in's Gras ge-

legt, da ist's eingeschlafen und da hat es ein furchtbarer Adler gepackt und fortgetragen!

„Bäbli, ich muß es suchen, so lange bis ich's hab', lebend oder todt, den Jammer des Vaters, ich ertrag' ihn nicht. Er liebt's Kindlein, wie er die Mutter liebte, ich kann's nicht mitansehen, daß es ihm genommen ist, fort muß ich!“

„Du lieb Bäbli lauf' in's Haus, 's sind Gäste da, sag's ihnen, was geschehen ist, sag's dem Vater, wenn er heimkehrt und ich bin noch droben, sag' ihm, ich bring's Bübli zurück, er soll sich auf mich verlassen!“ —

„Rösi!“ jammerte Babeli, „weißt nicht, daß die Steinadler in den höchsten Bergen horsten? Du kannst nicht hinauf, und wenn du hinanklimmst und findest das Nest und 's todt Kindlein, denn lebendig ist's sicher nicht mehr, dann stürzst du beim Hinunterklettern in die Gründe. Rösi bleib, der Vater kann nicht zwei Kinder auf einmal verlieren.“

„Ich geh!“ sagte Rösi fest und war schon in der Thür.

„Und der Franz?“ rief Babeli. „Was wird der Franz sagen, wenn du nit heimkehrst?“

Rösi zuckte zusammen. Sie blieb einen Augenblick ungeschlüssig stehen. Dann aber wandte sie sich wieder um.

„Grüß mir meinen Franzerl und sag' ihm, ich war ihm treu bis zum Tode!“ und dann lief sie von dannen, so pfeilschnell, als sie gekommen war.

„Vater im Himmel, sei der armen Rösi gnädig!“ betete Babeli mit gefalteten Händen.

Zuerst durch den Thalweg zwischen den Matten und grünen Weiden rannte Rösli in rasender Eile den Bergen zu.

Der Weg war nicht steil, sie konnte laufen, dann aber wand er sich schroff in die Höhe, hie und da hemmte ihn sogar ein Baumsturz, oder ein eilig hinabrieselndes Wässerlein. Es gab einen breiteren, wenig mühsameren Pfad zum Wetterhorn hinan, auf dem der Vogel verschwunden war, wo sie also auch sein Nest muthmaßte, aber jener Weg war weiter, führte für die Reisenden bequem eingerichtet, auf Umwegen hinauf, und wie hätte Rösli, der jede Minute die Todesangst erhöhte, ihn wählen können? Was schien ihr gefährvoll in diesem Augenblick? Schwindel auf den steilen Abhängen bei dem Blick in die graufigen Tiefen, den kannte das Schweizerkind nicht, ihr Fuß trat sicher, ihr Blick war nur hinaufgerichtet nach der zu erklimmenden Höhe, sie schaute weder rechts noch links in die gähnenden Abgründe hinein. Jetzt aber mußte sie langsamer schreiten, sie mußte oft stehen bleiben und sich den Schweiß, der in großen Tropfen von ihrer Stirne rann, mit der Schürze abwischen. Daß sie nur so allmählig dem Ziele näher kam, das vermehrte ihre Pein.

Nun stand sie schon hoch droben. Sie mußte abermals ausruhen, der Athem verging ihr. Silbern schimmerte vor ihr, über ihr die weiße Schneefläche, donnernd hallte bald leiser, bald stärker der Schall der stürzenden Lavinen.

Tausend Gedanken kreuzten sich in Rösli's Kopf.

Das Kind, das heißgeliebte Brüderlein, das Erbe der lieben todtten Mutter, wird sie es finden? Und wie!? — Lebend? Todt? O Gott! — Vielleicht gräßlich verstümmelt!

— Hat der schreckliche Vogel nicht vielleicht schon mit dem scharfen graufigen Schnabel die lieben glänzenden Augensternlein ausgehackt, hat er das zarte Köpfchen des Kindes nicht im Fluge gegen einen harten Felsen gestoßen? Es blutet? — Es liegt zerfahmetert droben im Nest, aber sie kann nicht heran, Abgründe liegen dazwischen! —

Oder sie findet die Stelle gar nicht, wo der Adler sein Nest gebaut, sie hat die Richtung verfehlt, sie irrt umher, die Nacht kommt, das Kind ist in der Nachtluft, in der kalten, in den Klauen des Vogels, und sie irrt zwischen den Felsen! — Kalter Angstschweiß tritt auf ihre Stirn.

Sie springt auf, sie eilt wieder schneller vorwärts, sie hält sich fest an den Felszacken und springt behend über niedere Abhänge.

Die Gemse, die dort auf dem Felsen steht und sich umschaut, blickt scheu nach ihr und entflieht.

„Wär' ich so schnell, wie du!“ seufzt Rösli und muß abermals rasten.

Tief unter ihr liegt das Thal, das liebe, friedliche Heimathsthal. Da, wo der Rauch aufsteigt, weiß gekräuselt, das ist Bäckli's Hütte. Etwas weiter dorthin die des Vaters. Ist der Vater schon heimgekehrt? Hat die entsetzliche Nachricht, die ihm Bäckli gebracht, den armen, durch der Mutter Tod so betrübten Vater schon gepackt? — Ach — und wenn er auch Rösli verliert? — Wenn ihr Fuß müde wird, wenn sie strauchelt und in die Tiefe stürzt, um nimmer wieder empor zu kommen!

Sie ist noch so jung! Sterben ist so schwer!

Tausend freundliche, lebensfrische Bilder aus der Vergangenheit steigen vor ihr auf. Wie der Franz ihr zuerst begegnet ist auf der Alp! Wie er ihr in Interlaken auf dem Markt das rothe Tüchlein gekauft hat, das sie jetzt noch trägt! Wie sie ihm den ersten Kuß gegeben! — —

„O Franzerl, lieber Franzerl!“ ruft sie jammernnd. „Wenn du es wüßtest, daß deine Kösi hier oben klettert zwischen den steilen, starren Bergen, ohne dich zum Führer zu haben! — Aber nun wieder vorwärts! — Vorwärts ohne Raft! —

Es wird ja so dunkel! — Noch kommt die Nacht nicht — es kann ja erst Mittag sein! —

„N“ blickt zum Himmel empor. Welch Entsetzen! —

Jetzt erst fällt ihr ein, daß der Franz schon in der Frühe ein Gewitter prophezeigte. Ein Gewitter zwischen den Felsen! — Sie weiß es, was das heißt. — Und das zarte Kind droben, und sie selbst! — Ach, nun ist Alles, Alles verloren, denn dort zieht es herauf, das Ungewitter, furchtbar, bleigrau! Es legen sich Nebelwolken um sie her, der Sturm heult durch die Schluchten. Vorwärts, Kösi! Du mußt hinauf ehe das Wetter losbricht. Es wird dunkel — immer dunkler — sie sieht den Weg kaum. Was taucht jetzt hervor aus dem Nebel? Das ist ein Kreuz. Es steht hart am Wege, ein einfaches braunes Holzkreuz. Nun weiß sie, wo sie ist. Das ist die Stelle, wo vorm Jahr der Seppi bei der Gamsjagd verunglückte, wo er in den Abgrund stürzte. Ihm zum Andenken, den Andern zur Warnung haben die Jäger das Kreuz aufgestellt, der Franz erzählte ihr davon. Sie sieht den Seppi vor sich ganz deutlich, mit den rothen Wangen, den schelmischen

Augen, wie er jodelnd auf die Gamsjagd zog. Dort unten liegt sein zerschmettertes Gebein. Scheu blickt sie hinab. Aus dem Nebel, der sich fahlgrau da unten lagert, meint sie seinen Geist aufsteigen zu sehen! Er winkt ihr! Sie schließt die Augen vor Grauen. Da kommt ein Windstoß, sie muß noch auf der schrecklichen Stelle bleiben, sie hält sich mit beiden Händen am Kreuz fest. Es wird wieder still in der Luft, — die Wolken ziehen kohlschwarz um sie her.

Sie sinkt auf die Kniee.

„Mein Gott,“ betete sie und hält die gefalteten Hände empor zum Himmel, „mein Gott, du weißt es, daß ich dir vertraue, du hast das furchtbare Unglück über den Vater, über mich verhängt, ob durch meine Schuld — ich weiß es nicht — vielmal hat ja schon das Büblein dort im Grase geschlafen. — Du weißt es, mein Gott, daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, stehe mir bei in der Noth — hilf mir, lieber Gott, hilf mir in diesem Jammer!“ — —

Jetzt wird es wieder dunkler.

Sie magt dennoch einige Schritte — da erhellt der erste Blitz ihre Umgebung. — Einen Augenblick ist es tageshell unter seinem grellen Schein. — Dort! — O allmächtiger Gott! — Sie täuscht sich nicht — dort auf dem Felsen vor ihr ist das Nest — sie hat auch den Adler gesehen, er sitzt in geringer Entfernung.

Freudig zuckt es durch ihre Glieder — dann durchrieselt sie Todeskälte. So nah dem Ziel! — so nah der Entscheidung! Was wird sie finden? — —

Mühsam wieder einige Schritte empor, bis zu jener Tanne

möchte sie gelangen, die dort dicht am Abhange wurzelt. Aber sie bleibt geblendet stehen — ein Blitz — ein Blick in ihre Umgebung — namenloses Entsetzen — zwischen ihr und dem Horst des Vogels liegt ein jäher Abgrund — die Tanne steht an seinem äußersten Rande — kein Weg führt hinüber — unten rauscht donnernd ein Gebirgsstrom — drüben auf dem Felsen hat der Vogel sein Nest gebaut. Vielleicht liegt das jammernde Kind darin — muß verhungern — und sie — kann nicht hinüber! —

Verzweifelt wirft sie sich wieder auf die Kniee! —

„Mein Herr und Gott, hilf mir!“ ruft sie laut hinaus in das Gebrause des Sturmwindes.

Dumpf verhallt der Donner in den Bergen. Starren Blicks, als wollte sie die Felsen durchbohren, schaut Kösli um sich her.

Ein Blitzstrahl blau und schwefeligt, ein Donner, daß die Berge dröhnen — dort vor ihr brennt es — nein — es war ein kalter Schlag! Er traf die Wurzeln der Tanne, die Tanne bebte, sie wankt, neigt sich — wird sie hinabstürzen in die Tiefe? —

Nein — ihre zackige Krone erreicht den gegenüber liegenden Felsen, sie gewinnt Halt, — und jetzt, o der Allmacht des Ewigen! — jetzt hat sich eine Brücke gebaut, eine schmale zwar, eine gefährliche — aber doch eine Brücke, die sie hinübertragen wird zu dem bis dahin Unerreichbaren drüben.

Kösli springt auf! Muth und Hoffnung geben ihr Riesenkräfte! — Aber noch einmal sinkt sie nieder — beide Hände preßt sie auf's Herz — es möchte zerspringen! —



„Ich danke dir, mein Gott! — ich danke dir!“ betet sie — „du hast die Brücke für mich gebaut in einem Augenblick — mein Jammer ist zu deinem Ohr gedrungen — du wirst mich hinüberführen!“ — Und nun wagt sie den Schritt auf der glatten Rinde des Baumes — zuerst zaghaft, — gleitend — dann fester, muthiger, es geht, — dort ist ein Ast — daran hält sie sich fest — dort wieder einer. Der Himmel lichtet sich — jetzt ist sie drüben.

Allmächtiger Gott, — klingt das nicht wie Wimmern, wie leises Weinen! — Ist das nicht Toni's Stimme!

Der Adler sitzt unbeweglich, er starrt sie an mit glühenden Augen. —

Rösi tritt an das Nest heran — sie blickt hinein — Gott — es ist kein Traum! — da liegt ihr Toni unversehrt — eingehüllt in die Federn, mit denen das große Nest warm ausgefüttert, — nicht zerstoßen an den Felsen, nicht zerrissen von den furchtbaren Krallen!

Beide Händchen streckt der Kleine ihr entgegen. — Rösi nimmt ihn — sie muß ganz sicher sein, ob er auch keinen Schaden gelitten — sie befühlt seine Brust, sein Köpfchen — laut aufschluchzend drückt sie ihn an ihr Herz — dann hält sie ihn empor gen Himmel, als wollte sie es dem lieben Gott zeigen, daß sie ihr Liebes, Liebes Tonnel wieder habe; sie drückt Küsse auf das Haar, auf die süßen lieben Augen des Kindes. Toni, von der ungewohnt stürmischen Liebfosung beängstigt, fängt wieder an zu schreien. Laut auf jauchzt Rösi, als sie die liebe Stimme hört, sie hat Alles vergessen um sich her, auch den furchtbaren Raubvogel dort ganz in ihrer Nähe.

Der Adler, der die glühenden Blicke nicht von seinem Raube gelassen, erhebt sich jetzt — im weiten Kreise schwebt er um die arglose Kösi — nun stößt er herab — er will sie treffen mit seiner gewaltigen Kraft. — Kösi ist verloren! — Da ertönt ein Schuß. — Sie schreckt auf, tödlich getroffen sinkt der Vogel hernieder. — Kösi blickt umher. —

Das Gewitter ist abwärts gezogen — ein goldiger Sonnenstrahl öffnet über ihr die Wolken! — Ist sie im Himmel? Kann man so seltsam schon auf der Erde sein? Hinter dem Felsen hervor tritt ein Jägersmann! Kösi! — Franz! — Das ist zu viel! —

Ohnmächtig sinkt sie in des Geliebten Arme.

Unterdeß war in Vater Kodes Hütte auch schon der Jammer eingekehrt. Bächli machte sich, als Kösi davongelaufen, sogleich auf den Weg. Sie traf Harry und Ellen vor der Thür in großer Aufregung. Sie erzählte ihnen den Zusammenhang, den jene bereits dunkel ahnten.

Als man berieth, was zu thun sei — wie man Hülfe schaffen könne, die Hütten lagen zerstreut, die Männer waren theils auf der Gemsjagd, theils droben auf der Alp — da hörte man Schritte. Vater Kode kehrte vom Fahrmarkt zurück.

Er wundert sich, daß Alles so müßig aussieht — da liegen die umgestürzten Eimer, wo ist Kösi? Warum hat sie nicht wie sonst ihre Arbeit gethan? Was ist geschehen?

Toni's Wiege ist leer? — Wo sind meine Kinder? — Der Arme tritt in die Stube, er blickt in die schreckensbleichen Gesichter, halb erräth er — halb stottert Bächli die fürchterliche Wahrheit.

Der starke Mann wankt, schwer getroffen von diesem neuen fürchterlichen Schlag sinkt er hin auf die Bank; er bedeckt mit den Händen sein Gesicht! —

Das ist zu viel für Ellens weiches Herz. Laut aufschluchzend stürzt sie von Harry's Seite zu dem gebeugten Vater. Sie neigt sich über ihn — ihre goldenen Locken fallen über sein braunes ehrliches Gesicht.

„Der liebe Gott erhält dir deine Kinder, armer Vater!“ ruft sie mit sanfter Stimme.

Kode blickt auf, blickt in das Antlitz der lieblichen Frau, das ihm leuchtet wie eines Engels Angesicht. Ein Strahl von Hoffnung erhellt wieder die tiefe Nacht seines Herzens. Er rafft sich empor.

„Auf — wir müssen Hülfe schaffen! — Männer — Leitern — Stricke — und dann empor in die Berge.“

Mit diesem Ausruf eilt er zur Thüre hinaus.

Franz hatte in den Bergen die Gemsen verfolgt bis zum Mittag, hatte dann in aller Behaglichkeit sein Schwarzbrot verzehret und den Käse von seiner Kösi und war von neuem der kecken Gemse nachgejagt. Wunderbar — die scheuen Thiere führen ihn heute in die entgegengesetzte Richtung; er will dorthin und muß da hinüber.

Er springt mit der Leichtfüßigkeit des kecken Waidmanns ihnen nach, immer weiter — er erlegt zweie — da zieht das Gewitter heran — hinab kommt er nicht mehr — er verbirgt sich in eine Felschlucht — er ist geschützt vor der Gewalt des drohenden Wetters. Es entladet sich, es zieht vorüber. — Franz tritt aus der Höhle — ein ungeheuer großer Adler kreist dort in geringer Entfernung — der wäre eine selten schöne Beute. — Franz legt die Flinte an, er drückt los, der Vogel ist getroffen, aber in dem Augenblick ertönt ein Schrei. —

Franz glaubt, er träume! — das war ja Kößi's Stimme! Er springt auf die Felsplatte, da findet er wirklich seine Kößi.

Jetzt hat sie sich erholt; sie blickt mit großen Augen fragend um sich her, dann drückt sie das wieder lächelnde Kind an's Herz und legt den Kopf müde an des Geliebten Brust. Er erquickt sie mit dem Trunk aus seiner Flasche, nach und nach sammeln sich ihre Kräfte. Nun kann sie wieder sprechen, sie erzählt ihm Alles. — Franz schließt sein heldenmüthig Mädchen fest in seine Arme.

Dann führt er sie hinab — er kennt die Wege besser, da ist's nicht so gefährlich, wo er sie geleitet.

Er trägt den Kleinen und stützt die jetzt wankende Kößi.

Auf der Hälfte des Weges begegnet ihnen ein Zug. Vater Kode voran — die Nachbarn hinterher, mit Stricken, Aexten, Leitern und Schaufeln.

Das ist ein Wiedersehen! — Kein Auge bleibt trocken. Vater Kode findet keine Worte, immer wieder drückt er seine geretteten Kinder an die Brust.

Im Thal kommen ihnen Harry und Ellen entgegen, sie

schließen sich dem Zuge an, sie theilen den Jubel, der Alle ergreift.

Wie sie in der Hütte sind, muß Kößi ausführlich erzählen. Alle sitzen im Kreis um sie her, alle schluchzen laut und falten die Hände zum Dankgebet, nur der kleine Toni auf des Vaters Arm, der ist eingeschlafen und lächelt so vergnügt im Schlaf, als ging es ihn gar nichts an, und ist doch die Hauptperson bei der Geschichte.

Als Kößi geendet, winkt Ellen ihrem Harry hinaus, „was meinst du, Liebster? Wir wollten noch nach Italien — aber ich denke, wir lassen uns genügen an den Schönheiten der Schweiz. Das heut Erlebte ist ja das Herrlichste, was unsere Reise schmücken konnte. Und die hundert Goldstücke, die wir zur italischen Reise bestimmten, — lieber Harry, — darf ich sie der Kößi schenken für ihre Aussteuer?“

Harry legte die Hand wie segnend auf Ellens Scheitel. „Wen der Herr lieb hat, dem gibt er ein braves Weib, thue also, mein guter Engel.“ —

Wenige Wochen nach dieser Begebenheit wurde ein Fest gefeiert in Vater Kode's Hütte.

Die Pfeifer von Interlaken bliesen lustige Stückchen und geleiteten den Brautzug zur Kirche.

Harry und Ellen waren von weiteren Streifzügen durch die Schweiz noch einmal hierher zurückgekehrt, sie mußten durch-

aus bei der Hochzeit sein, und Ellen drückte selbst das Kränzlein auf die Stirn der erröthenden Köpfe.

Ueber der Hütte des glückseligen Gensjägers Franz aber — denn nun hatte er ja sogar selbst eine Hütte erbauen können — prangten die mächtigen Flügel des erlegten Adlers und darüber stand in Holz geschnitten das Sprüchlein:

„Wer nur der Hülfe des Herrn vertraut,
Dem hat Er immer die Brücke gebaut.“ —



Die blaue Blume.

In einem schönen Garten, der hinter einem großen palastartigen Hause lag, war an einem Sommerabend eine Schaar fröhlicher kleiner Mädchen versammelt. Das Haus lag in der freien Reichsstadt Frankfurt am Main, und man konnte von den oberen Fenstern desselben weit hinaus blicken über die schönen Nachbargärten, über Stadtmauer und Wälle, weit in die fruchtbare Ebene hin, die sich nach Höchst zieht. Der Garten selbst war nach damaliger Sitte in acht französischem Geschmack angelegt, mit Bosquets und geschnittenen Buxbaumeinfassungen.

Hie und da stand in grüner Laubumgebung die etwas ergraute Sandsteinstatue eines spielenden Kindes, oder einer griechischen Gottheit. Auch die kleinen Mädchen, welche sich fröhlich auf den kiesbestreuten Wegen tummelten, waren im Geschmack jener Zeit gekleidet. Es war das Jahr 1757. Die Kinder trugen zierliche Halbstiefel mit hohen Absätzen, Reifröcke, über denen die farbigen Seidenkleider haushften, und das Haar umgab in steifer, gepuderter Lockenfrisur die rosigen Gesichtser.

Sie gehörten augenscheinlich den höheren Ständen an.

Cornelia, die Gastgeberin, war die größte unter ihnen und blickte soeben mit fragendem Lächeln umher. Ein Spiel war beendet, man wollte ein anderes beginnen.

„Was spielen wir jetzt?“ fragte Cornelia.

„Laßt uns „Verstecken“ spielen,“ rief lebhaft Sophie und ihre braunen Augen funkelten. „Ich weiß einen Platz hier im Garten, der Wolfgang hat ihn mir neulich gezeigt, einen so herrlichen Platz zum Verstecken. Da sollt ihr mich gewiß nicht finden.“

„Man zerreißt sich beim Verstecken die Kleider an den Hecken,“ warf Ida altverständig dazwischen.

„Wenn nur der Wolfgang hier wäre!“ seufzte Charlotte.

„Immer der Wolfgang!“ fuhr Cornelia ungeduldig auf.

„Als wenn ich euch nicht zu mir eingeladen hätte, und ihr euch nicht ohne das Brüderlein bei mir amüsiren könntet.“

Sophie trat herzu, legte den Arm um den Hals der Gespielin und sah ihr schelmisch in's Auge.

„Wie kann dich das nur kränken, liebste Cornelia? Weißt du es nicht selbst, wie lieb der Wolfgang ist und wie glücklich du bist, ihn zum Bruder zu haben. Wenn ich dagegen an die unhöflichen, täppischen Gesellen denke, die wir unsere Brüder nennen. Ach Gott!“ —

„Ach Gott!“ tönte aus zwei Mündchen ihr nach. „Wie sind unsere Brüder dagegen!“

Cornelia hob das Köpfchen stolz empor, das brüderliche Lob begann doch auch ihr zu schmeicheln. „Ja, es ist wahr,“ sagte sie, „für sein Alter ist der Wolfgang prächtig, und was er für Augen hat und was für Gedanken. Wißt ihr noch,

wie wir im Frühling, am Geburtstag der Mama, den grünen Sessel, worauf sie Abends beim Erzählen immer zu sitzen pflegt, und der darum der Märchensessel heißt, in aller Stille nach dem Garten vor dem Bockenheimer Thor schafften und ihn mit Bändern und Blumen auspützten. Das war des Wolfgang's Idee, und als Alle versammelt waren, trat er hervor als Schäfer gekleidet mit einer Hirtentasche und einem grünen Kranz auf dem Kopf und hielt eine Anrede an den Sessel, als den Sitz der schönen Märchen.“

„Der Wolfgang sah köstlich aus in dem Kranz, wie er so unter dem blühenden Birnbaum stand,“ rief Sophie mit funkelndem Blick.

„Ja,“ sagte Charlotte, „und nachher machten wir Seifenblasen, und so oft eine Blase auf den gefeierten Stuhl sank, schrie Alles „ein Märchen, ein Märchen!““

„Das war wundervoll!“ jauchzte Ida, „wir könnten es heut wieder thun, aber der Wolfgang müßte dabei sein.“

In diesem Augenblick rief eine klangvolle Stimme aus einiger Entfernung:

„Da ist er ja.“

Und ein Knabe wurde sichtbar, der soeben hinter dem Gebüsch hervorgeguckt und das Ende des ziemlich laut geführten Gespräches gehört hatte.

Nicht mit Unrecht verdiente dieser kleine Knabe der Held der lieblichen Mädchenschaar zu sein, und der saubere Festtagsputz, den er trug, stimmte recht eigentlich zusammen mit dem edlen Schnitt seines gleichwohl noch ganz kindlichen Gesichts.

Er trug Schuhe von sauberem Leder, mit großen silber-

nen Schnallen, schwarze Beinkleider von Sarche, einen Rock von grünem Verkan mit goldenen Balletten, eine Weste von Goldstoff, aus seines Vaters Bräutigamsweste geschnitten; sein Haar war wie das der Mädchen zu gepuderten Locken frisiert, die hohe Stirn blieb frei, und ein paar leuchtende große Augen blickten strahlend umher.

Wie der kleine Wolfgang so da stand, — er stützte den Arm auf das Postament eines steinernen Apollo, der jedoch ziemlich grämlich von seinem hohen Standpunkt auf ihn herabschaute, — da schien es wohl natürlich, daß seine Ankunft so sehnlich herbeigeseufzt wurde.

„Da bin ich!“ rief er jetzt lachend und grüßte rechts und links die befreundeten Gespielinnen seiner Schwester. „Der Besuch mit dem Papa ist abgethan. Was wollt ihr spielen?“

„Seifenblasen machen!“ rief Charlotte.

„Verstecken!“ sagte Ida.

„Blindkuh!“ meinte Sophie.

Wolfgang sah sich um. „Es ist schon dämmerig, wir dürfen nichts Wildes spielen, ich hab' mein Sonntagszeug an. Soll ich euch ein Märchen erzählen?“

„Ein Märchen, ein Märchen!“ jubelten Alle.

Cornelia führte sie in die Laube. Die Mädchen setzten sich auf Bänke, Wolfgang rückte einen Sessel heran und nahm Platz in ihrer Mitte.

Er legte die Hand an die Stirne, um nachzudenken. Niemand rührte sich. Dann rief er: „ich hab's, hört zu, es ist das Märchen von der

blauen Blume.

„Tief im hohen Gebirg zwischen schneebedeckten schroffen Felsen stand eine Hütte. Darin lebte ein Bergmann mit seiner Frau, ehrliche, arbeitame Leute. Der Mann fuhr mit dem Grubenlicht und der Hake hinunter in den tiefen Schacht, sein gefahrsvoll Handwerk zu treiben. Er blieb oft tagelang drunten in der Grabesnacht, den Gefahren ausgesetzt, welche Bergsturz oder Verschütten der Stollen ihm bringen konnten. Daheim schaffte die Frau früh und spät, klöppelte Spitzen und verkaufte sie in der nahen Stadt, versah den einfachen Haushalt und freute sich, wenn der Mann heimkehrte und sein fröhlich „Glückauf“ schon aus der Ferne ihr entgegenrief. Sie hatten nur ein einzig Kind, einen Knaben, das Glück der Eltern, als er klein war, denn Walthers war schön, wie kein anderes Kind in der Umgegend. Als er aber älter ward, wurde er der Gegenstand ihrer ernstern Sorge. Die kleinen Bergmannsknaben in den andern Hütten waren braun von Angesicht, wild und barfüßig. Walthers Haar floß wie lichtiges Gold über die Schultern, das große blaue Auge blickte über den langen Wimpern schwärmerisch empor. Dabei mußte sein Kittel immer einen besonderen Schnitt haben, anders, als die übrigen Kinder ihn hatten, und an sein Hütchen steckte er langwallendes Gras, wie eine wogende Feder.

„Mit den Knaben seines Alters hatte er gar keinen Verkehr: sie haßten ihn deßhalb, nannten ihn ein Mutterböhnlein, einen stolzen, eitlen Burschen, und selbst die Eltern derselben schüttelten den Kopf und sagten: „Der Walthers gefällt uns nicht, in dem Spuk der Hochmuth — der wird sein Lebtag

kein wackerer Arbeiter. Die Alten werden was erleben an ihm.“ —

„Stolz war Walthher aber nicht, nur träumerisch und unthätig zum gewöhnlichen Leben.

„Die Mutter sagte oft: „Unser Wälti müßte ein Prinz sein!“ — Und der Vater seufzte.

„Das ging so fort, so lange Walthher klein war. Nun aber wuchs er heran, wurde ein großer Bursche. Die Andern fuhren schon mit den Vätern hinunter in die Stollen, Walthher saß noch immer daheim, schrieb Verslein auf jedes Papierschnitzchen und sang Lieder in den Wald hinaus, daß es wgs widerhallte, denn seine klare, prächtige Stimme hatte, die mischt mit dem Echo, das sie auffing, einen gar wunderwollen Klang.

„Die Mutter hörte ihm stundenlang zu, der Vater aber faßte sich eines Tages ein Herz. Schwer wurde es ihm, aber es half Nichts, heraus mußte es.

„Hör', Walthher,' sagte er, ‚mit dem Faulenzen hat's jetzt ein Ende. Ich werde älter und brauch' eine Stütze. Du mußt mit hinein in den Schacht, mußt lernen, dir was zu verdienen. Vom Singen wirst nicht satt, und das Verse schreiben bringt dir keinen Heller ein.‘

„Walthher sah den Vater mit seinen verschleierten Augen so seltsam an, — es wurde dem Alten fast leid, daß er im rauhen Ton zu ihm gesprochen; sie sagten Beide kein Wort mehr. Am anderen Morgen ganz in der Frühe stand Walthher schon bereit, die Hake über der Schulter, das Schurzfell um, und fuhr mit dem Vater hinein in die Stollen.

„Eine Woche hatte er drunten gehämmert. Seine Hände waren roth und angeschwollen von der ungewohnten Anstrengung des Hauerns, seine Wangen wurden bleich von der feuchtkalten Grabesluft dort unten in der Tiefe der Erde.

„Es war Abend. Sie saßen in der Hütte am Ramin, der Vater, die Mutter und Walthher. Da klopft es.

„„Herein!“ ruft der Vater. Es tritt ein Mann ein im langen braunen Mantel, die Muschel am Hut, den Strick um die Hüften, einen Knotenstock in der Hand. Ein Pilgrim ist's, wie sie umherwandeln auf der Reise zum heiligen Grabe. Die Mutter trocknet ihm am Feuer das regennasse Gewand und reicht ihm den Imbiß: kräftiges Schwarzbrot und saftige Honigscheiben.

„Der Mann freut sich über die gastliche Aufnahme. Er erzählt von seinem Umherstreifen, vom warmen, herrlichen Süden mit seinen blauen Meeren und seinen Palmenhainen, von den Cedern des Libanon und den Ruinen von Bethesda. Die Mutter hört zu, der Athem stockt ihr vor all dem Wunderbaren, was es in der Welt gibt, der Vater stützt beide Arme auf den Tisch und möchte jedes Wort des Pilgers erhaschen.

„„Ja,‘ fährt der Pilgrim fort, ‚die Erde ist schön und reich und herrlich ausgeschmückt, aber wißt ihr auch von der köstlichsten Blüthe, die sie hervorbringt? Habt ihr noch nichts von der blauen Blume gehört?‘ —

„Walthher wendet sich um. Der Fremde hat ihn bis jetzt wenig beachtet, nun blickt er erstaunt in das wunderschöne Jünglingsangeficht, wie es umglänzt von den goldenen Locken, geröthet von der Gluth des Feuers ihn fragend anschaut.

„Was ist's mit der blauen Blume?“ fragte Walther hastig.

„Nur gemacht!“ antwortete der Fremde. „Habe sie selbst niemals gesehen, weiß auch nicht, wo und wann sie blüht. Aber so viel weiß ich, sie erschließt ihren Kelch in stiller Mondnacht im tiefen Waldesgrunde, und wer sie pflückt, der erreicht damit ein großes unendliches Glück, ein Glück, wie es seine Träume ihm vorspiegelten, wie es seine Phantasie ihm zauberte. Und wer die Sehnsucht kennt nach der blauen Blume, der läßt nicht davon ab, der geht aus, sie zu suchen.“

„Das ist ja dummes Zeug!“ fällt des Vaters Stimme wie greller Mißlaut in die Worte des Pilgers.

„Ehrwürdiger Herr, Ihr habt uns so viel Schönes aus der Wirklichkeit erzählt, bitte, erlaßt uns die albernen Märlein.“

„Der Gast wiegt das Haupt sinnend und schweigt. Die Anderen schweigen auch. Es zieht ein Engel durch die Stube, sagt man heut zu Tage. Walther aber ist es wirklich, als schwebte eine leichte Gestalt lustig wie eine Wolke über seinem Haupt. Sie trägt ein lichtblaues Kleid; wie sie immer mehr und mehr in Duft zerfließt, ist es zuletzt eine große blaue Wasserlilie, die sich in den Wolken schaukelt, wie auf einem wogenden See.“

„Du bist am Ramin eingeschlafen, Wäkti,“ warnt die Mutter, „schnell auf und in deine Kammer.“

„Draußen ist es stockdunkle Nacht. Der Sturm heult, die Eulen schreien, die Aeste der kahlen Bäume knarren und ächzen. Der Pilger schläft auf dem Lager am Herde, die

Eltern schlafen auch, Walther hört ihr Athmen durch die Bretterwand. Er wirft sich hin und her, schlafen kann er nicht.

„Nun weiß er plötzlich, was es war, das ihn erfüllt hat, nun kennt er den Namen für die nimmer ruhende Sehnsucht seines Herzens. Die blaue Blume! Sie also ist der Inbegriff alles Glücks. Zu ihr hin, zu der holden, lichten Wunderblüthe zieht es ihn mit namenloser Innigkeit.“

„Wo aber soll er sie suchen? Wo sie finden?“

„Hell blickt der Morgen bereits in's Fenster, Walther hat kein Auge zugethan. Den Pilger muß er noch einmal sprechen, ihn fragen, ihn beschwören, ihm mehr zu sagen. Der Pilger schläft aber noch, und der Vater geht mit Walther in die Berge, hinunter in den Schacht. Wie sie Abends heimkehren, war der Gast schon lange fort.“

„Einen Monat erträgt es Walther. Seine Wangen werden immer bleicher, sein Kopf senkt sich, das Auge ist tränenfeucht. Tief erschüttert sehen die Eltern den Gram ihres Lieblings. Schelten können sie ihn nicht, er ist so sanft und liebevoll gegen sie, so willfährig zur Arbeit. Endlich bricht es los bei ihm.“

„Laßt mich ziehen, liebe Eltern, ziehen in die Welt hinaus. Zum Bergmann bin ich untüchtig, siehst es ja selbst, lieber Vater, es will nicht fort mit der Arbeit. Muß draußen mein Heil versuchen, fern von euch in der Fremde.“

„Mit dem Singsang und den Verseleien,“ schalt der Vater, „Walther, dabei verhungerst. Das bringt kein Brod.“

„Die Mutter weint.“

„Laßt es gut sein, liebe Mutter,“ bat Walther weich und

legt die Arme um sie. „Kann ja sein, daß ich Glück habe. Tief im Waldesgrunde erblüht sie, die blaue Blume, in stiller Mondnacht, war es nicht so? Und wer sie findet, der erreicht sein ersehntes Ziel!“

„Da haben wir's!“ donnert der Vater los, „das Märlein von der blauen Blume spukt dem einfältigen Jungen im Kopf. Der Hochmuthsteufel steckt in ihm! O ich bejammernswerther Vater, daß ich das an dir erleben muß!“

„Walthher aber blickt den Vater so bescheiden an, kniet so demüthig nieder und bittet um seinen Segen, daß dem Alten das harte Wort im Halse stecken bleibt.

„Nun, so ziehe mit Gott! Hab's lange gemerkt, daß es so kommen wird, aber sei vernünftig. Thue den Sinn auf's Wirkliche, sitz' nicht im Mondschein und erfinde Gespenstergeschichten. 'S nimmt sonst kein gutes Ende mit dir.“

„Walthher zieht also hinaus in die große weite Welt. Es öffnen sich dem schönen Jüngling überall die Thüren. Er singt seine Lieder vor den Hütten der Armen, und das Tagewerk wird ihnen leicht; er singt am Lager der Kranken, sie schlummern ein unter seinen milden Liedern; er singt in den Sälen der Reichen, man ziert seine Brust mit goldenen Ketten. „Bleibe bei uns!“ rufen sie Alle. Walthher bleibt nicht, ihn zieht es wie mit Geistergewalt. Schöne Mädchen blicken ihm in's Auge, sein Herz widersteht der Liebe — in seinen Liedern zittert die Sehnsucht.

„So ist er umhergezogen Jahr und Tag, da erreicht er einmal nach langer Wanderung den Ruheort nicht. Es wird Nacht, der Vollmond geht auf. Walthher freut sich der milden

Luft, er sieht den Thau herniederfinken wie Freudenthränen, die der Himmel weint über die Schönheit der bräutlich geschmückten Erde. Die Nachtigallen flöten in den Büschen, die Zweige rauschen leise, zarter Wohlgeruch steigt auf aus den Waldesblumen.

„Walthher nimmt seine Leier, er singt ein Lied in die helle Nacht hinaus, ein Lied von der Sehnsucht. Es mischt sich mit den Tönen der Nachtigallen, es klagt weit hinein in die Luft, es zieht in melodischen Tönen durch den Hain. Da sinken die Mondesstrahlen herab und weben einen Kranz aus weißen Rosen. Der legt sich dort um den Waldesgrund. Thau blizt als diamantner Tropfen in jedem Rosenkelch, die Glühwürmlein gucken mit ihren Lichtchen hinein, und die Irrlichter gehen ab und zu und necken sich. Jetzt wallt der Nebel hernieder, er schlägt seine weißen Schleier auseinander, aus dem Nebel steigt es hervor wie eine blaue Flamme, erst klein; dann größer. Jetzt sind es Blätter, sie schießen empor, da, dort nun eine Knospe zart und schlank. Die Knospe zittert, sie öffnet leise den Kelch, — eine blaue, wunderbare Blüthe schließt sich auseinander, golden schimmern die Staubgefäße, silbern umrandet sie der Mondesstrahl. —

„Das ist sie!“ Walthher stürzt hinzu. „Das ist die blaue Blume!“ Er faßt bebend den Stengel, er bricht ihn, freudetrunken drückt er sie an's Herz.

„Ein wunderbares Klingen hebt durch die Luft. Wie aus tausend unsichtbaren Aeolsharfen hallt es lange, lange. — Als es verstummt, kommt Walthher wieder zu sich. Die Gedanken waren ihm vorhin vergangen. — Noch ist's dieselbe

helle Mondnacht, schweigend ruht der Wald, die Nebelbilder sind verschwunden, nur die köstliche Blume in seiner Hand erinnert ihn, daß er nicht geträumt habe.

„Er thut einige Schritte. Der Wald öffnet sich. Vor ihm liegt ein kolossaler Felsen, wie eine gewaltige Pforte. Er schreitet heran. Es ist ihm, als halle wieder jener melodische Klang an sein Ohr, aber jetzt im Innern der Berge. Wie die Blume leise den Felsen berührt, kracht es, der Ephen, der ihn in dichtem Geschling überzieht, zerreißt plötzlich und hängt in losen Ranken herab. Eine Pforte wird sichtbar, sie öffnet sich, Walthar tritt in ein unterirdisches Gewölbe. — —

„Es sind Hallen groß und weit, von Säulen getragen, bläulich ziehen sich die zarten Marmoradern durch das weiße Gefäßel, Gold und Edelstein glänzen in prächtigen Schalen, Springbrunnen werfen ihre perlengestickten Schleier über silberne Becken. Er schreitet weiter — er findet neue Pracht, unbeschreibliche Schönheit. Jetzt tritt er in ein Gemach, es ist größer, als die andern, der blaue Schein, der von der Decke herabfällt, erhellt es. Die Wände strahlen wie lichter Azur, Sterne tauchen hin und wieder auf und verschwinden. Ist es der Himmel selbst?

„Auf einem Ruhebett, — es hat die Gestalt einer Lilie, — schläft eine Jungfrau. Ein Perlenband schlingt sich durch ihre Locken, der Schleier umfließt sie wie eine Wolke. Jetzt schlägt sie die großen Augen auf, ergreift die goldene Keier, die zu ihren Füßen liegt, und singt.

Walthar kennt den Gesang. Es ist derselbe, der ihn bezaubert hat in dem Augenblick, als er die Blume im Walde

pflichte. Aber es ist kein Sehnsuchtslied mehr, der Jubel des Glücks der Seligkeit ist es, der in diesem Liede zittert.

„Als sie geendet, ergreift Walthar die Keier. Auch er kann jetzt singen, wie noch niemals, der Jubel seines Liebes zersprengt fast die Brust.

„Die schöne Jungfrau nennt sich Poesie. „Du kannst täglich wiederkommen,“ sagt sie zu ihm; „aber laß die blaue Blume, die dir allein den Eingang zu mir öffnet, niemals im Felsen zurück. Sie erblüht nur einmal alle hundert Jahre. Verlierst du sie, hast du auch mich verloren.“

„Walthar scheidet, aber er kehrt wieder, die andere Nacht und die nächste und so fort, er meint, es dürfe nimmer ein Ende nehmen. Wenn er durch den Wald schreitet und sieht den Felsen vor sich liegen dunkel und schweigend, dann glaubt er oft, er träume bloß. Aber so wie die Blume in seiner Hand das Gestein berührt, da fällt das Ephenkleid auseinander, der Eingang zu seinem Glück wird sichtbar.

„Wiederum ist's Vollmondschein. Er erreicht sein Ziel, er wandelt durch die Hallen. Aus dem Lilienkelch steigt Poesie, einen goldenen Kranz drückt sie auf seine Schläfe! — Sie singt himmlische Lieder — er singt auch, und seine Töne schmelzen zusammen mit den ihrigen, und Engelsköpfschen steigen zwischen den Sternen auf und lauschen.

„So seltsam war Walthar noch niemals. Aber der Morgen dämmert schon draußen, er muß scheiden. Eilig reicht er der Freundin die Keier, noch umrauscht ihn der süße Wohlklang ihrer Töne, Walthar schwankt — er vergißt das warnende

Wort — vergift die Welt um sich her, er läßt die blaue Blume liegen.

„Das Felsenthor schließt sich donnernd hinter ihm, befinnungslos stürzt er in's thauige Gras.

„Da liegt der arme Walthar. Die Sonne steigt auf, sie steigt höher und trocknet die Thauperlens in seinen wirren Locken, kleine Vögelein hüpfen heran und blicken aus klugen Augen mitleidig auf den Verzweifelden.

„Denn er weiß es jetzt plötzlich, was er verlor.

„In dem Augenblick, als der Berg sich schloß, vermistete er die blaue Blume. Aber es ist zu spät. Vergebens erwartete er die Nacht, vergebens legt er die Stirn an die kalte Felswand und will durch sein Lied den harten Stein erweichen. Kein Lied mehr entsteigt seinem Munde; die Töne, in denen er sonst sein Herz ausströmte, sind verhallt, verstummt in der Tiefe seines Schmerzes. —

„So harrte er lange Zeit. Dann zieht er heim durch die Lande, ein müder Bettler.

„Er erreicht die Heimath. Da steht die Hütte der Eltern. — Sie haben lange Zeit auf ihn gewartet, dann haben sie ihn beweint als einen Todten. Sie sind alt geworden aus Gram über sein Verschwinden, ihr Haar ist ergraut.

„Als er eintritt, erkennen sie ihn wieder, den einzigen Sohn, obgleich er nicht mehr der schöne Jüngling ist, als der er auszog. Die Mutter pflegt ihn, sie heilt ihm die Wunden, von den Dornen zerrissenen Füße. Er erzählt den Eltern nichts von dem Wunderbaren, das er erlebt, was hülfes es auch, sie würden es ja doch nicht glauben.

„Es geht mit ihm zu Ende, er fühlt es. Wenn er nur singen könnte, nur noch ein einzig Mal! —

„Da in der Nacht, in der letzten, da ist es ihm, als schwebte wieder die Wolke durch's Gemach, er erhebt sich, er öffnet die Rippen, ein Lied entsteigt seinem Herzen, ein ernstes, wunderbares Lied. Die Eltern erwachen, sie lauschen — der Vater schöpft Hoffnung — er meint, die Macht der Krankheit bräche sich, weil der Sohn wieder singen kann. Die Mutter aber weiß es, daß es sein Schwanengesang ist. Als der Morgen tagt, finden sie ihn todt auf seinem Lager. —

„Seht ihr, das ist das Märlein von der blauen Blume.“

Wolfgang schwieg. Seine Zuhörerinnen schwiegen auch eine ganze Weile, dann sagte Charlotte etwas kleinlaut:

„Das Märchen war nicht so hübsch, als du sonst zu erzählen pflegst.“

„Es war zu traurig,“ bemerkte Ida.

„Wir wollen nach Hause gehen,“ meinte Sophie, „mir ist ganz ängstlich dabei geworden hier in der Dämmerung.“

„Kann's nicht besser,“ fiel Wolfgang ein; „thut mir leid, wenn's euch nicht gefallen hat.“

Cornelia sagte kein Wort. Sie begleitete die Freundinnen bis an's Gartenthor und kehrte dann zum Bruder zurück.

Er saß noch immer auf derselben Stelle, hatte die Arme zusammengeschlungen über der Brust und blickte empor zu den Sternen, die bereits glänzend am dunkler gewordenen Nachthimmel funkelten.

„Wolfgang!“ sagte Cornelia zärtlich.

„Cornelia!“ rief er und sprang auf, „laß die albernen

Mädchen nur sagen, daß ihnen mein Märchen nicht gefallen hat, es liegt doch ein tiefer Sinn darin. Und du sollst es sehen," — hier hob sich der kleine Knabe stolz empor und streckte die Hand wie betheuernd gen Himmel, — „du sollst es sehen, ich finde die blaue Blume!“

Hiermit schließt unsere Erzählung.

Ob der schöne Knabe, der vor längerer Zeit, als einem Jahrhundert, dort in der alten Reichsstadt Frankfurt seine Märchen erzählte, sie wirklich gepflückt hat und behalten, die blaue Wunderblüthe der Poesie, — das, meine jungen Leserinnen, möget ihr selbst einst beurtheilen.

Er hieß

Wolfgang Goethe.